

Werk

Titel: I. Miscellen

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1882

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0003|log26

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



I. MISCELLEN.

1. *Eine Recension Goethes.* In Böttigers Nachlass, aus welchem Boxberger interessante Mittheilungen gemacht hat, befindet sich auch folgender Brief:

Peucer an Böttiger.

Weimar d. 8. Juni 1823.

In der Eil habe ich in meine gestrige oder vorgestrigte Depesche an Sie, Verehrtester, zwar etwas Französisches hineingelegt, aber, wenn ich nicht irre, vergessen hinzuzufügen, was es eigentlich damit für eine Bewandniß habe. Sie werden Sich erinnern, dass in Nro. 45 des Modejournals eine Anzeige des Werks der Herren de Saur und de St. Génès steht. Diese Anzeige ist — unter uns gesagt — von Goethe selbst, der aber nicht genannt sein wollte. Ich hatte den Einfall, sie französisch zu übersetzen, und diese Übersetzung ist es, wovon ich Ihnen ein Exemplar als eine Curiosität mittheilen wollte. Goethe hat sie sehr freundlich von mir aufgenommen und sie dem Grafen Reinhard in Frankfurt gesendet, der ihm zwei Exemplare des de Saur und Génès'schen Werkes hatte zugehen lassen, eines für ihn selbst und eines für den Grossherzog. Durch Froriep ist meine Übersetzung auch an Hrn. Julien, Redacteur der Revue encyclopédique zu Paris versendet worden, mit dem Anheimgen sie in seinem Journal abzudrucken und so zur Kenntniß seiner Nation zu bringen. Wie wäre es, wenn Sie einen Abdruck in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung vermitteln. Diese wird, wenn ich nicht irre, auch in Paris stark gelesen, und so käme diese literarische Merkwürdigkeit in Frankreich noch schneller und allgemeiner herum. Mein Französisch rechnet übrigens auf Ihre gütige Nachsicht.

Einige Wochen früher hatte derselbe Peucer an den Obermedicinalrath v. Froriep, den Verleger des Modejournals, der seit Bertuchs Tode das Industrie-comptoir allein leitete, geschrieben (undatirt, Mai 1823, der Brief befindet sich im Froriep'schen Archiv in Weimar):

»Die erste Juniusnummer beginnt mit einem Aufsatz von Goethe. Ich habe ihn noch ausserdem französisch übersetzt, da er hauptsächlich auf französische Leser mit berechnet ist. Goethe hat sich über meine Übersetzung sehr gefreut und will sie an Graf Reinhard nach Frankfurt schicken. Wie wäre es aber, wenn wir diesen französischen Aufsatz den Franzosen *unmittelbar* in die Hände spielten? Hierüber wünschte ich nun besonders Ihre Ansicht zu vernehmen. Haben Sie Gelegenheit, denselben in Pariser Journalen abdrucken lassen zu können? Oder wollen wir ihn als Extrabeilage zu unserm Journal geben? oder was könnten wir sonst thun? Ich glaube Goethe geschähe damit ein Gefallen.«

Das fragliche Werk erschien unter folgendem Titel: Des hommes célèbres de France au XVIII^e siècle et de l'état de la littérature et des arts à la même époque par M. Goethe, traduit de l'allemand par MM. de Saur et de Saint-Géniès et suivi de Notes. Paris 1823. Reinhard kündigte das Buch 11. Apr. 1823 an, theilte mit, dass Saur, Sohn des ehemaligen Senators aus dem Roerdepartement, St. Géniès, Übersetzer des Tibull sei, characterisirte das ganze Unternehmen und sprach sein Befremden über die notice aus, welche Goethes Leben behandelte. Goethe versprach (18. Apr.) ein freundliches Wort über das Buch zu sagen und bestätigte (17. Mai) das Eintreffen des Werkes. »Da nun«, so fährt er fort (Briefwechsel mit Reinhard S. 229) »das Verneinen sich immer lebhafter bezeugt, als das Bejahen, so war im Augenblick schon eine misswollende Recension auf dem Wege zur Presse, die freilich im eigentlichen Sinne nicht Unrecht hatte, weil sie sich auf die einem Deutschen leicht zu entdeckenden Irrthümer der französischen jungen Männer warf, aber eben desswegen ungrazios einen üblen Effekt hätte thun müssen. Ich erregte darauf die um mich versammelten mässig denkenden Freunde zu einem kleinen Aufsatz, wodurch denn auch jener erster Versuch verdrängt ward«. Er übersendet ihn in Abschrift, Reinhard billigt ihn (28. Mai), bezeichnet ihn als »Ihr Urtheil über die Schrift« und auch Goethe spricht (11. Juni) von »meinem kleinen Aufsatz«, dessen Billigung ihm erwünscht gewesen sei, »denn er war in unruhiger Zeit und nicht sonderlich vorbereitet geschrieben; der gute Wille mag dabei das

Beste gethan haben. Den Abdruck lege bei, nicht weniger eine französische Übersetzung verfasst von dem Redacteur, welcher mir vielen Dank wusste, dass ich ihm von jener misswollenden Anzeige loshalf«.

Diese Recension nun, von der Goethe und Peucer sprechen, die ich in keiner der mir zugänglichen Goetheausgaben gefunden habe, steht im »Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode« Junius 1823, Nro. 45, S. 377—380. Nach der Anführung des Titels heisst es: »Vorläufig angezeigt«; in einer Anmerkung dazu: »Der verehrte Einsender ist des hier behandelten Gegenstandes *vor Allen* kundig«, wodurch den Weimaranern und den Zeitgenossen überhaupt Goethe ziemlich deutlich bezeichnet war. Ein weiteres Zeichen ist der Recension nicht beigefügt. Sie lautet so:

»Als die Freunde der Goethischen Productionen von genanntem französischen Werke hörten, fragten sie sich verwundert: was denn eigentlich damit gemeint sei und wo sich das Original in den Werken ihres Dichters und Schriftstellers finden möchte? Diese Zweifel waren jedoch bald gelöst, denn es zeigte sich, dass die Anmerkungen zu »Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot«, hier als ein selbstständiges Werk behandelt und angekündigt worden, wodurch denn freilich der Gesichtspunkt einigermaßen verrückt erscheint.

Denn als Goethe im Jahr 1804 sich bewogen fand, genanntes Diderotisches Werk zu übersetzen, musste sich wohl unter der Arbeit eine lebhaftere Theilnahme nothwendig entwickeln; zugleich trat aber deutlich hervor, dass der vollkommene Genuss an dieser seltsamen Production nur bei einer näheren Kenntniss der Französischen Literatur überhaupt, besonders der gleichzeitigen des Dialogs, nicht weniger dessen, was in jenen Tagen über Musik verhandelt wurde, sich einfinden könne. Nach vollendeter Übersetzung reifte daher der Entschluss, dasjenige alphabetisch zu verfassen und zu ordnen, was sich auf die, im Dialog genannten Namen und Hauptgegenstände nothwendig bezog, um dadurch dem Deutschen Leser einen anschaulichen Begriff von einer höchst problematischen Production einigermaßen mitzutheilen, welches denn auch seiner Zeit bei der theilnehmenden Classe die Wirkung nicht verfehlte.

Indessen trat für das nordische Deutschland die jammervolle Epoche von 1806 ein, die beabsichtigte Herausgabe des Originals unterblieb, sowie denn auch die Übersetzung bei vorwaltenden widerwärtigen Umständen bald in Vergessenheit

gerieth, indem sich Niemand mit einer feindlichen Nation und ihrer Literatur abzugeben einiges Bedürfniss fühlte.

Erst später, als man eine Sammlung der sämmtlichen Diderotischen Werke veranstaltete, kam auch gedachter Dialog wieder zur Sprache, und da alle Forschung, wo das Original sich versteckt haben möchte, ganz erfolglos blieb, gab man in dem Prospectus aus der Übersetzung einen allgemeinen Begriff von dem fraglichen Werke, und versuchte die Rückübersetzung einiger Stellen, welche glücklich gelangen, indem der deutsche Übersetzer sich ganz nahe an seinen Text gehalten und zugleich Sinn, Wendung und Wort nachzubilden bemüht gewesen.

Einstweilen ruhte nun die Sache, bis im Jahr 1821 »Le Neveu de Rameau, dialogue« in Paris erschien, als Diderots hinterlassenes ungedrucktes Werk grosses Aufsehen erregte, und als eine, dem Inhalt und der Form nach höchst seltsame Erscheinung zu mancherlei Betrachtungen und Wünschen Anlass gab.

Während der Zeit hatte sich der Herausgeber des Dialogs, Hr. Vicomte de Saur, noch einen Gehülfen, Hr. de Saint Génès, zugesellt und beide, nicht ohne Einfluss eines unterrichteten Deutschen, wendeten sich zu den Anmerkungen und übersetzten sie, änderten jedoch die Ordnung der aufgestellten Charactere aus einer alphabetischen in eine dem Werth und der Würde der Personen und Gegenstände mehr angemessen scheinende Folge.

Durch dieses Umstellen jedoch, wird die Vergleichung des Übertragenen mit dem Original sehr erschwert, und es wird nicht deutlich, was eigentlich dem Deutschen und was den Franzosen angehöre. Da wäre denn zu untersuchen: in wiefern sich die Übersetzer ans Original gehalten, sich von demselben entfernt, Gedanken entwickelt, Meinungen substituirt und sonst Veränderungen vorgenommen haben, um ihrer Nation das günstige Urtheil eines Fremden über ihre vorzüglichsten Männer noch erst recht eingänglich und schmackhaft zu machen.

In eben dem Sinne lassen sich die Noten betrachten, welche sparsam eingeschaltet und am Schlusse mässig nachgebracht werden. Sie sind bestimmt, wie gesagt wird, die Ideen des Deutschen Verfassers über verschiedene bedeutende Punkte zu entwickeln und zu vervollständigen, wobei sich denn einige angenehme historische Data deutlich ergeben. Wir erhalten anschauliche Kenntniss, dass der Geist der Ver-

neinung auch in Frankreich zu Hause sey; journalistische Kritiker zweifelten an der Persönlichkeit des Neffen, und wollten ihn nur für eine phantastische Erfindung gelten lassen. Glücklicherweise fand sich in Merciers »Tableau de Paris« eine geistreiche Schilderung beider Rameaus, wo der Neffe völlig übereinstimmend mit dem Diderotischen auftritt; er ist gleich redselig, nur ist seine Frechheit fast noch gewissenloser, als man sie gekannt. Er spricht auf das schmähhchste von seinem eigenen Vater, der ihn denn freilich auch auf das schonungsloseste behandelt hat. Eine Haupteigenschaft des Neffen, die Gefrässigkeit, wird von Mercier mit kräftigen Zügen gleichfalls gerügt.

Der andere Zweifel ward erregt, ob Diderot der Verfasser sey, oder ob man den Dialog als ein Machwerk ansehen müsse, welches unterzuschoben ein neuerer die Kühnheit gehabt? Auch dieser Einwurf wird gründlich widerlegt und kommen einige gute Bemerkungen zur Sprache. Wir sehen uns ferner verschiedentlich aufgeklärt über Piron, über seine kleineren Stücke, wie auch die Metromanie. Gar manches andere dieser Art wird historisch bekräftigt und hier und da berichtet, wie einem Deutschen Leser angenehm seyn wird, der sich um Französische Literatur zu bemühen geneigt ist.

Im Ganzen wird ihm jedoch höchst merkwürdig und lehrreich erscheinen, wie diese guten jungen Männer, die mit Leidenschaft Deutschen Schriftstellern zugethan sind, oftmals, indem sie manches nach eigenem Sinne vortragen, den Zwiespalt Französischer und Deutscher Denkweise unbewusst aussprechen. Es sind nun einmal gewisse Dinge, von denen sie nicht abgehen, andere, die sie sich nicht zueignen können; doch sucht ihr Urtheil überall irgend eine Vermittlung. Die Gedanken der Frau von Staël kommen zur Sprache, und werden theils aufgenommen, theils abgelehnt; im Ganzen aber sieht man den Zweck, beiden Nationen einen wechselseitigen guten, obgleich bedingten Begriff mitzutheilen.

Im literarischen Sinne jedoch werden die vorzüglichen und wohlwollenden Männer ihr Verdienst noch besonders dadurch steigern, wenn sie sich von dem Leben Deutscher Schriftsteller, von Inhalt und Form ihrer Productionen genauer zu unterrichten suchen, welches ihnen, in der gegenwärtigen Zeit, die so vieles ins Klare setzt, nicht schwer werden kann. Behalten sie übrigens den guten Willen gegen uns und unsere Nation im Ganzen, gegen die Einzelnen im Besondern, so kann daraus ein wechselseitig nützliches und erfreuliches Verhältniss entstehen.

Die eben mitgetheilte Recension darf den Werth eines Ineditum beanspruchen. Allerdings hat Goethe von dem Werke der beiden jungen Franzosen in einer bekannten Stelle: Nachträgliches zu Rameau's Neffe, Hempel XXXI, S. 151 fg. gesprochen, aber die Übereinstimmungen jener Notizen mit unserer Recension sind sehr gering.

Einige Wochen vorher war übrigens in demselben Journal (Mai, Nro. 36, S. 302 fg.) von dem Werke der beiden Franzosen die Rede gewesen. Freilich nur beiläufig, denn der Artikel: »Goethe und Voltaire« unterzeichnet »— n —« richtet sich mehr gegen den Kritiker des Buches als gegen das Buch selbst. Der Artikel lautet:

»Ein Pariser Buchhändler hat bekanntlich unternommen, seine Nation mit den ausgezeichnetsten Werken anderer barbarischen Völker durch Übersetzungen bekannt zu machen. Da ist denn auch unser herrlicher Goethe so glücklich gewesen, Gnade vor den Übersetzern und vor den Kritikern zu finden. Die Äusserungen eines dieser letztern, der sich in einem neuern Blatte des beliebten Miroir hat vernehmen lassen, verdienen ihrer Possierlichkeit halber dem deutschen Publicum mitgetheilt zu werden.

Das Werk, welches hierzu Gelegenheit giebt, sind die Anmerkungen über Personen und Gegenstände, deren in dem Dialoge »Rameau's Neffe« erwähnt wird. Ohne Zweifel waren diese von Goethe nur seinem Vaterlande, zu einer bessern Verständigung jenes Dialogs, bestimmt. Aber welche Huldigungen eignet der Egoismus sich nicht gern zu? Da hat Goethe diese Notizen nur geschrieben, »um die Superiorität anzuerkennen, welche die ausgezeichneten Geister aller Nationen den französischen Schriftstellern längst zugestehn; um insbesondere Voltaires seine Verehrung zu bezeigen, dem Genie ihrer Nation, welchem Goethe, obgleich noch in einer grossen Entfernung, durch seine Vielseitigkeit am nächsten stehe«. Sollte man nicht auf die Vermuthung gerathen, der Übersetzer habe einige kräftige Schnitte in das faule Fleisch der Französischen Literatur, welche sich in dem Werk unsres Goethe befinden, mit gutem Bedacht seinen delikaten Landsleuten vorenthalten? Man sehe u. a. den Artikel: Geschmack.

Jener Spiegelritter (héros du Miroir) scheint sich zugleich nicht wenig auf seine Vertrautheit mit der goethischen Muse zu Gute zu thun. Er spricht von den Trauerspielen des grossen Mannes: den Bajaderen, dem Grafen Limont (beide

uns leider unbekannt); dann gedenkt er des Meister Vihelm (Wilhelm Meister) und lobt ihn sehr als einen philosophischen Roman, der in gleicher Haltung und gleicher Weise geschrieben sey, wie — wer kann es glauben? — Voltaire's *Candide*!!!

Unsre erbärmlichen Gegner des alten Löwen, welche von ihrer Niedrigkeit aus vergeblich ihm ein Blättchen des wohlverworbenen Lorbeers zu entwenden suchen, und — wie die Göttinger gelehrten Anzeigen derb und wahr sagen — nicht werth sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen, finden in jenem Kritiker einen trefflichen Allirten. Das ist — sie mögen es zugeben oder nicht — ein Lobhudler im ganzen Sinne des Wortes, der übrigens durch sein Lob dem grossen Meister eben so wenig schadet, als jene kritischen und ästhetischen Helden durch ihren Tadel. Auch unsere Kritik hat ihre Possierlichkeiten; der Narr ist aber leicht erkannt an Schellenkappe und Peitsche, die er nicht bergen kann.

Goethes obige Bemerkung, er habe durch seine Besprechung eine misgünstige Anzeige verhindert, ist daher nicht ganz genau; eine derartige, freilich ziemlich kurze, war schon erschienen, aber sie wurde durch das Gewicht der Goethe'schen zu vollkommener Bedeutungslosigkeit verdammt.

L. GEIGER.

2. *Ein Goethe'sches Aktenstück.* Das folgende Aktenstück, im Besitze des Hrn. A. Spitta, (R. Zeunes Antiquariat) in Berlin, steht auf den zwei ersten Seiten eines gebrochenen Foliobogens, ohne Überschrift und Adresse; nach dem ersten mit Datum versehenen Abschnitt die eigenhändige Unterschrift: Goethe, am Schluss: G. Das Aktenstück lautet:

Das medicinische Auditorium betreffend, wäre gegenwärtig nur vorläufige Berathung zu halten, jedoch bis auf weitere Resolution nichts zu rühren.

1. Der Saal wird von Mr. Werner ausgemessen,
2. Ein Anschlag gefertigt, wie hoch das Dielen könnte zu stehen kommen,
3. Ausmessung und nähere Bestimmung, inwiefern die Repositorien der Schlossbibliothek dem medicinischen Auditorium angepasst werden könnten,
4. Was Mstr. Werner verlangt, diese Veränderung vorzunehmen und zwar für das Abbrechen, Anschaffen und Aufstellen, Alles zusammen

5. Machte Mr. Zimmerler den Anschlag, was die Thür durchzubrechen, das Gewände aufzustellen u. s. w. kosten würde.

6. Ferner Tischer und Schlosserarbeit wegen der Thüre selbst.

7. Was es koste den Saal gelb wie die unteren Zimmer anzustreichen

8. Wegen der Portraite wird Überlegung gepflogen werden.

Ist Vorstehendes Alles berichtet und verzeichnet, auch die Summe ausgeworfen, so wird Alles an mich herüber zu weiterer Entschliessung gesendet.

Weimar den 19. Sept.
1818.

Goethe

Zugleich wäre ein Anschlag zu machen, wie lange es dauern würde, wenn man die sämtlichen Bücher der Schlossbibliothek noch vor Winters in das Akademische Gebäude schaffen wollte, vorausgesetzt, dass Sie Platz finden, um einstweilen Alles unterzubringen. Hierüber würde mit Rath *Vulpius* und Prof. *Güldenapfel* zu sprechen sein. Könnte ich über Alles Mittwoch Aufklärung haben, so würde die Entschliessung sogleich gefasst werden können. G.

Mittwoch war der 23. Sept., Rath *Vulpius* der bekannte Schwager Goethes, *Güldenapfel*, Professor in Jena und bisheriger Jenaischer Bibliothekar. Über die Bibliotheks- und Universitätsverhältnisse, die in dem Aktenstücke wenigstens angedeutet werden, ist Goethes Darstellung in den Tag- und Jahreshften (*Hempel* 27, 244 fg.) und *Biedermanns* Anmerkungen dazu (S. 511) zu vergleichen.

L. G.

3. *Über Goethes Antheil an der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1806 und 1807.* Jede authentische Nachricht, welche die Annahmen über Goethes Antheil an den mit der Chiffer der Weimarischen Kunstfreunde bezeichneten Aufsätzen über Kunst und Literatur berichtet, erscheint von Wichtigkeit, mag dadurch dieser Antheil vermehrt oder vermindert werden. Eine Verminderung ergiebt sich aus einem Briefe *Heinrich Meyers* vom 14. Mai 1806, nachstehend No. 2. Denn danach ist sowohl der Artikel über einen Kupferstich von *Gmelin* nach *Claude Lorrain* in No. 54 des Intelligenzblatts der Jen. Allg. Lit.-Zeitung vom Jahre

- 1806, als auch die Recension des Lebens des Malers Carstens von Fernow in No. 147 der Literatur-Zeitung jenes Jahres selbst von Meyer verfasst, während beide Arbeiten in der Hempel'schen Ausgabe von Goethes Werken Bd. 28, S. 808 und 815 mit grosser Wahrscheinlichkeit Goethe zugeschrieben waren, wie schon früher von W. v. Biedermann in der Anmerkung zu No. 120 der Briefe Goethes an Eichstädt. Als diejenige »Recension«, welche Goethe mit No. 118 dieser Briefe, in der Hoffnung, »bald selbst wieder etwas beitragen« zu können, sendet, ergiebt sich die erste von beiden. Die Autorschaft Meyers hinsichtlich des Beilage zu jener Zeitung am 1. Januar 1807 erschienenen Programms: »Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst«, insbesondere auch der darunter begriffnen Nachricht über den Verkauf der Galizinschen Gemmensammlung, welche sowohl Hirzel als W. v. Biedermann gleichfalls Goethe zu vindiciren geneigt waren, erhellt ferner aus nachstehendem Briefe No. 4 an Eichstädt. Vergl. Bd. 28 der Werke S. 797. Auch bei der Recension über Busslers Verzierungen aus dem Alterthume (ebenda S. 816) aus dem Jahre 1806 würde ich nach ihrer ganzen Fassung an Meyer denken; sie fällt ganz in sein specielles Gebiet, wie der dritte der nachstehenden Briefe zeigt. Dass Goethe die Recension an Eichstädt mit No. 116 der Briefe schickte, wie später die über Gmelins Kupferstich, entscheidet offenbar nichts für deren Verfasser. Ich lasse nunmehr die Briefe, nebst einem aus dem Jahre 1803, dessen Inhalt gleichfalls hierhergehört, nachfolgen.

G. v. LOEPER.

I.

An den Herrn Hofrath Eichstädt.

Bis künftigen Sonnabend über acht Tage d. i. den 8. October längstens gedenkt Hr. Fazius das grosse Siegel der Societät für die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung¹ fertig zu machen. Die beyden andern sollen wenige Tage später folgen.

Mit vollkommener Hochachtung

Weimar d. 29. September Derogehorsamer Diener
1803. Meyer.

¹ S. Nr. 5 der Briefe Goethes an Eichstädt.

Ich habe verehrter Freund dieses Blatt gestern dem H. Geh. Rath Goethe geben wollen, um es an Sie einzuschliessen. Da ich ihn aber nicht gesehen so sende Ihnen solches lieber unmittelbar zu, damit Sie wenigstens über Ihre gethane Anfrage wegen der Siegel benachrichtigt seyen. Die Kunstgeschichte von Fiorillo¹ erwarte mit Vergnügen und empfehle mich Ihrer Freundschaft nochmals. Sonnabends.

2.

H. H.

Herr Geh. Rath v. Goethe wird Ihnen heute einen kleinen Aufsatz von mir zusenden über *Gmelins* neu erschienenes Kupferblatt nach Cl. Lorrain, um solchen im Intelligenzblatt Ihrer A. L. Z. einzurücken und hat mich zugleich aufgefordert, die Rezension von dem diese Ostermesse erschienenen Leben des Künstler *J. A. Carstens* von H. Prof. Fernow zu machen, welche ich hier beylege mit Bitte, dieselbe gelegentlich in der Allg. Litt. Zeitung selbst abdrucken zu lassen.

Weimar d. 14. May 1806.

Hochachtungsvoll
Ihr ergebener Diener
Meyer.

3.

*H. H.**Weimar d. 18. August 1806.*

Sie erhalten hiemit nebst den Rezensionen von

1. Rockstroh Vorlegeblätter,
2. Galerie antique. 1. Liv.
3. Modell und Zeichnungsbuch. 2 Thl.
4. Ideen zu allegorischen ZimmerVerzierungen

auch die betreffenden Schriften zurück und bald werde ich auch von dem grossen französischen Werke Le Musée Français nach der mit H. Hofrath Eichstädt genommenen Abrede eine Anzeige einsenden. Der ich hochachtungsvoll verharre

Dero
ganz ergebenster
H. Meyer.

¹ S. No. 10 derselben Briefe sub 6. Es berichtet sich dadurch die Fiorillo betreffende Erläuterung zu jenem Briefe von W. v. Biedermann.

4

Weimar den 22 December 1806.

Sehr werther Freund!

Es geschahe auf H. geh. Rath v. Goethes Geheiss, dass ich die Stelle über den Verkauf der Gemmensammlung dem Manuskript eingerückt und glaubte, er habe mit Ihnen darüber Rücksprache genommen. Ich bin die Weglassung darum wohl zufrieden und habe ferner mit Goethe gesprochen, der es ebenfalls genehmigt und wünscht, Sie möchten auch mit der Anzeige des Verkaufs Anerbietens im Intelligenzblatt so lange warten, bis die gegenwärtigen Besitzer dieser Sammlung sich solches von Ihnen selbst ausbitten würden.

Beyliegend folgt nun der Rest des Manuskripts zum Programm. Die Platte ist so weit fertig, dass ich in wenig Tagen Ihnen einen Abdruck werde senden können.

Wollten Sie verehrter Freund wohl die Gewogenheit haben und in dem bereits gesetzten Theil des Programms in dem Abschnitt, wo von den für Ihre Maj. die verwittibte Kaiserin von Russland in *Paris* gekauften Gemälden gehandelt wird, das Wort *in Paris* abändern und dafür setzen lassen *im Ausland kaufen lassen*. Diesen Wunsch nemlich hat Hr v. Wolzogen mir geäussert, indem er befürchtet, es möchte etwa der Kaiserin nicht angenehm seyn, wenn abgedruckt würde, so wie ich geschrieben habe, *in Paris* und schlägt daher die gedachte Abänderung vor, welche zu besorgen ich Sie darum ergebenst bitte. Auch zugleich bitte mir 1 oder 2 Exemplare des Programms zukommen zu lassen, damit ich wenigstens eines dem Hn. v. Wolzogen geben kann. Ganz der Ihrige
Meyer.

4. *Zum Leipziger Liederbuch.* Als Goethe in Leipzig studirte, war das Singspiel obenauf. In seiner Lyrik finden sich demgemäss coupletartige Strophen. Die reichhaltige handschriftliche Sammlung von Kurz-Bernardon »Teutsche Arien, welche auf dem Kayserlich-Privilegirt-Wienerischen Theatro in unterschiedlich producirten Comoedien, deren Titel hier jedesmahl beygerückt, gesungen worden« (vgl. auch *Zs. für deutsches Alterthum u. deutsche Literatur* N. F. 13, 238 ff.), enthält ähnliche Gesänge, die für die Langlebigkeit beliebter Couplets zeugen, denn gewiss griff Bernardon manches ältere auf, wie der junge Goethe leichte Improvisationen oder Variationen an vorhandene Modewaaren anknüpfte.

Singt Goethe in dem altklugen »Kinderverstand« (D. j. G. 1, 101) Str. 1:

»In grossen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie,
Und hören diess und das
Vom Lieben und vom Küssen,
Sie brauchens nicht zu wissen.
Und mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm«

so halte man dagegen die zweite Strophe der mit einer Priamel beginnenden Hanswurstarie aus »Der Faschings-Krapfen des Wienerischen Theaters, oder die Gesandtschaft des Hanns-Wurst an den Gott Hazard« (Str. 6, Teutsche Arien 3, 349 f.):

»Mit leeren Beutel Häuser kauffen,
Auf lahmen Füssen wett zu lauffen
Und pfeiffen, wann kein Kopf ist da;
Die Flöh mit Spiess und Schwert erschlagen,
Mit Hunden in den Lüfften jagen,
Ist etwas das niemahls geschah.

Jedoch, weit schwerer ist zu nennen,
Ein zwanzig-jähr'ges Kind zu kennen,
Das nie nach einem Manne sah;
Dann manche seynd mit vierzehn jahren
Bey dieser Zeit so gut erfahren,
Als oftmahls nicht die Gross-Mama«.

In demselben »Kinderverstand« heisst es:

»Das Mädgen wünscht von Jugend auf,
Sich hochgeehrt zu sehn,
Sie ziert sich klein und wächst herauf
In Pracht und Assembleen«.

Wie aus einer Operette klingt der »Wunsch eines jungen Mädchens« (D. j. G. 1, 100):

»O fände für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ists nicht da,
Man nennt uns Mama.

Da braucht man zum Nehen
 Zur Schul nicht zu gehen.
 Da kann man befehlen,
 Hat Mägde, darf schmähen,
 Man wählt sich die Kleider,
 Nach Gusto den Schneider.
 Da lässt man spazieren,
 Auf Bälle sich führen,
 Und fragt nicht erst lange
 Papa und Mama«.

Ein sehr beliebtes Motiv, das in zahllosen Wiener Arien behandelt wird. So singt Lisette in »die wegen einer Uhr unter guten Freunden entstandene Feindschaft« (No. 1. Teutsche Arien 3, 111):

»Ein Frau will ich werden, es brauchet nicht viel,
 Der Vatter mag sagen, was immer er will,
 Ein Frau wird bedienet, all Orthen geehrt,
 Was sie nur befühlet, das haltet man werth,
 Sie fährt nach belieben, ins grüne spatzieren,
 In lustiger G'sellschaft Discurse zuführen,
 Ich kann mich ja kaum mehr enthalten von lachen
 Wer aller nur vor mir Revrenzen wird machen,
 Ja ja es ist b'schlossen, es sey, wie ihm sey,
 Ein Frau will ich werden, es bleibet dabey«.

Zum Vergleich mit Goethes späterem »Vanitas! vanitatum vanitas!« (Hempel 1, 83) stehe hier noch eine Hanswurstarie aus »Hanns Wurst der hurtige Narren-Fopper« (No. 1. Teutsche Arien 3, 384):

»Ich hab mein Sach auf nichts gestellt,
 Da kans mir auch nicht fehlen,
 Und wers so macht auf dieser Welt
 Dem wird man wenig stehlen,
 Guth und Geld macht angst und bang:
 Ey so leb ich noch so lang!

Und wann mich auch die Venus schert,
 So muss ich heimlich lachen;
 Wann nur Cupido nichts begehrt,
 Was mir kann Grillen machen;
 Sonst denke ich: du kleiner Dieb:
 Ich schmeiss dir was auf deine Lieb!

Endlich zum lüsternen Eingang der »Unbeständigkeit«
(D. j. G. 1, 104):

»Im spielenden Bache da lieg ich wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehrende Brust« u. s. w.

Vgl. Novalis im »Ofterdingen« (Schriften 3. A. 1, 8):
Heinrich träumt, er bade in einem wogenden Becken »und
jede Welle des lieblichen Elements schmiegte sich wie ein
zarter Busen ihm an. Die Fluth schien eine Auflösung reizender
Mädchen, die an dem Jünglinge sich augenblicklich verkör-
perten«.

ERICH SCHMIDT.

5. *Das Gedicht »Sehnsucht«*, zuerst von J. R. Bergk
(Acht Lieder von Goethe) veröffentlicht, bei Hempel III,
402 in den Anhang verwiesen, ist mit Recht von Hirzel
in D. j. G. 1, 276 aufgenommen worden. Nur hätte
es gleich an das Sesenheimer Liederbuch angeschlossen
werden sollen. Denn ich glaube, wir dürfen es als einen
Nachklang von Goethes Liebe zu Friederiken ansehen. Da
der Dichter von der Geliebten getrennt ist, wird es in
Strassburg oder gleich dem Herbstliede »Ein grauer trüber
Morgen«, mit dem es die wehmütig sehnsuchtsvolle Stimmung
theilt, in Frankfurt entstanden sein. Mir scheint ein ganz
bestimmtes Erlebniss der Sesenheimer Zeit darin festgehalten.
In den Zeilen: »Nur im Traum erscheine mir! Ob ich da
gleich viel erleide, bang um Dich mit Geistern streite, und
erwachend athme kaum!« erblicke ich eine Erinnerung an
jenes quälende Nachtgebilde seiner erregten Imagination, von
dem Goethe im elften Buche von Dichtung und Wahrheit
berichtet (III., 15): »Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief
geschlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut
mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo
die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen
zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft stellte mir
zugleich die lebhaftesten Bilder dar: ich sehe Lucinden, wie
sie nach dem heftigen Kusse leidenschaftlich von mir zurtück-
tritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Ver-
wünschung ausspricht, wodurch nur ihre Schwester bedroht
werden soll, und wodurch sie unwissend fremde Schuldlose
bedroht. Ich sehe Friedriken gegen ihr über stehn, erstarrt
vor dem Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünschung
führend, von der sie nichts weiss. Ich finde mich in der

Mitte, so wenig im Stande, die geistigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen, als jenen Unglück weissagenden Kuss zu vermeiden!«

Von einem Streiten mit diesen Gestalten ist nun freilich in diesem Berichte nicht die Rede, aber sie mochten dem Halbwachen wie Geister erscheinen; sie bedrängten ihn, »verwirrten sein Denken und peinigten sein Gefühl«, und wichen erst dem Tageslichte, das durch eine Spalte im Laden hereinblickte. An beiden Stellen wird derselbe pathologische Zustand vorausgesetzt. Leicht konnte derselbe in den verschiedenen Erinnerungsbildern sich etwas abweichend spiegeln. Schliesslich sei noch daran erinnert, dass unser Gedicht sich in J. G. Jacobis Nachlass in einer Abschrift zusammen mit dem Liede »Willkommen und Abschied« befindet, eine Thatsache, auf welche indessen bei der mangelhaften äussern Gewähr der Echtheit (vgl. Strehle a. a. O.) kein grosses Gewicht gelegt werden darf.

FRANZ LICHTENSTEIN.

6. *Zu dem poetischen Briefwechsel zwischen Goethe und Gotter.* Die beiden oft citirten poetischen Episteln, die in alle Ausgaben von Goethes Werken Aufnahme gefunden haben, wurden zuerst durch einen Abdruck in der Zeitung für die elegante Welt (1837 No. 97) bekannt gemacht. Weiter ist ihre Provenienz bis jetzt noch nicht zurückverfolgt worden, auch nicht von Hirzel und Bernays; bei Loeper (Dichtung und Wahrheit III., 327) findet sich nur die Notiz, dass die Epistel Goethes »aus Voss's Nachlass in den Dreissiger Jahren auftauchte«. Soviel kann ich jedoch mit Bestimmtheit sagen, dass der Abdruck in der Zeitung für die elegante Welt nicht direct auf die handschriftliche Überlieferung zurückgeht. Die Handschrift befand sich nämlich im Besitze eines in Frankfurt lebenden Sammlers, der sich trotz wiederholter Bitte der Goetheverehrer nicht entschliessen konnte, sie der Öffentlichkeit zu übergeben, wenn er sich auch hier und da einmal zu einer Vorlesung verstand. Auch mein Vater, damals ein neunzehnjähriger Student, bekam sie auf diese Weise zu hören und dank seiner wunderbaren Gedächtnisskraft war er im Stande, sie nach einmaligem Hören niederzuschreiben. Diese Niederschrift nun brachte er in der Zeitung für die elegante Welt zum Abdruck und er pflegte wohl in späteren Jahren scherzend zu bemerken, dass, wenn es ihm einfiel, zu sagen, an der oder jener Stelle habe er sich bei der handschriftlichen Aufzeichnung geirrt, ihm die Goethe-Herausgeber Glauben

schenken und nach seiner Vorschrift den Text ändern müssten. Näheres vermag ich nicht anzugeben; auch der Name des Besitzers der Handschrift ist mir unbekannt; die Richtigkeit meiner Mittheilungen kann mir jedoch Herr Consistorialrath Prof. Baur in Leipzig, ein genauer Freund meines Vaters aus jenen Jahren, bestätigen.

WILHELM CREIZENACH.

7. *Wo bist du itzt, mein unvergesslich Mädchen?*

Man hat es mir als Eigensinn angerechnet, dass ich in meinem Leben Goethes dieses Gedicht noch immer Goethe statt Lenz zuschreibe. Und doch kann es nur von Goethe sein. Als ich in meinen »Frauenbildern« dieses Gedichtes erwähnte, vermuthete ich, *Friederike* habe die Überschrift »Als ich in Saarbrücken war« hinzugefügt, aber Kruse, der die Handschrift gesehen, versicherte mir, dass diese Worte von der Hand *des Dichters* seitwärts geschrieben waren. Wissenschaftlich ist es nicht gestattet, ein solches Zeugniß zu bezweifeln, da Kruse doch wohl die Hand Friederikens von der Goethes, die das Lied geschrieben, zu unterscheiden wusste. Und wollte man die kühne Annahme machen, Kruse habe die Handschrift von Lenz mit der Goethe'schen verwechselt, so wäre dann auch die Handschrift von Lenz, was gar nicht passt, da eine Anwesenheit desselben in Saarbrücken gar nicht bekannt ist. Und wie kann man es für möglich halten, dass Friederike irgend etwas von Lenz, auf dessen Verrätherei gegen Goethe sie erbittert war, aufbewahrt haben sollte? Nach Goedeke's glücklicher, durch von Loeper bestätigter Entdeckung über die Zeit von Goethes Lothringer Reise klärt sich alles auf. Das Gedicht war das erste, das er seit lange schrieb. Wie er in Saarbrücken sich zuerst, seit er Frankfurt verlassen, an eine dortige Freundin wendet, der er sein Glück eines leichten, freien Herzens preist, so wagt er jetzt auch wieder ein Liebeslied, aber nicht seine eigene Liebe singt er, sondern er versetzt sich in die Seele eines Jünglings, den die Sehnsucht nach der in die Ferne gezogenen Geliebten so quält, dass seine Klage sie zurückrufen möchte. Das Regenwetter, dessen er gedenkt, war wirklich eingetreten, und wenn er statt des Juni den Mai setzt, so ist dies eben eine durch den Reim gebotene Freiheit. Stadt und Feld sind dem Liebenden ohne die Geliebte leer, die Nachtigallen scheinen ihm durch ihre Abwesenheit verscheucht, Hirten und Heerden traurig. Nun erkennen wir auch, weshalb Goethe dazu schrieb, er habe das Lied in

Saarbrücken gedichtet. Die dortigen Verwandten wird Friederike wohl schon früher einmal mit der Mutter besucht haben; dass auch Goethe mit dem Orte bekannt war, musste sie freuen, noch mehr, dass er dort, noch ehe er sie kannte, ein Liebeslied gedichtet. Was lag näher, als dass er, da er dieses Lied wohl mit andern ihr gab oder schickte, die Bemerkung hinzufügte, es sei dasjenige, das er in Saarbrücken gedichtet? Von Loepers sonstige Gründe gegen Goethe sind in meinen »Erläuterungen« (III., 709 f.) erwogen.

H. DÜNTZER.

8. *Wär' nicht das Auge sonnenhaft etc.* Als Quelle dieser berühmten sprüchwörtlich gewordenen Verse, deren Gedanken Goethe einem alten Mystiker zuschreibt, war schon Riemer Plotin bekannt, und so verwies denn auch Musculus in seinem »alphabetischen Namensverzeichnisse« unter »Plotinus« auf die betreffende Stelle in der Einleitung zu Goethes Farbenlehre. Von Loeper leugnete dies, da er bei Plotin vergeblich nach einer ähnlichen Stelle gesucht; er sah darin eine Übersetzung der Verse des Manilius:

*Quis coelum possit nisi coeli numine nosse
Et reperire deum, nisi qui pars ipse deorum est?*

die Goethe schon am 4. September 1784 in das Brockenbuch geschrieben. Er müsste demnach bei seiner Angabe eines »alten Mystikers« sich geirrt haben. Aber »der alte Mystiker« ist derselbe, den er in einem Briefe an Zelter vom 1. September 1805 also bezeichnet, und aus dessen Lateinischer Übersetzung er eine längere Stelle frei wiedergab. Vgl. von Loepers Ausgabe von Goethes »Sprüchen in Prosa« S. 142 ff. Goethe benutzte die Worte der Lateinischen Übersetzung (*Ennead.* I., 6, 8): *Neque vero oculus unquam videret solem, nisi factus solaris esset. Neque rursus animus, nisi factus sit pulcher, ipsam pulchritudinem intuebitur. Efficiatur ergo divinus sive deiformis quilibet et pulcher, si modo deum sit et pulchrum inspecturus.* Dass eine Erinnerung an die Verse des Manilius Goethe daneben vorschwebte, soll nicht geradezu geleugnet werden. Delbrück wurde durch den ähnlichen als Motto benutzten Spruch in Wilhelm Steigers¹ »Kritik des Rationalismus in Wegscheiders Dogmatik« (Berlin 1830) überrascht:

¹ Steiger starb im achtundzwanzigsten Jahre als Professor an der methodistisch-evangelischen Schule zu Genf.

*Desine, cur nemo videat sine numine numen,
Mirari: solem quis sine sole videt?*

und er forderte seinen Amtsgenossen, den auch den Goethefreunden bekannten klassischen Philologen Näke zu einer Übersetzung in einem Distichon und in Alexandrinern auf. Delbrück erzählt dies in dem schönen, Näkes Andenken gewidmeten Vorwort zum Verzeichniss der Vorlesungen der Bonner Universität im Sommer 1839, und er theilt beide Übersetzungen mit:

Wer sieht ohne die Sonne die Sonn'? Und sollt' er die
Gottheit

Ohne die Gottheit sehn? Wundere länger dich nicht! —

Gott sieht man nur durch Gott. Das kannst du nicht verstehn?
Wer kann, so frag' ich dich, Sonn' ohne Sonne sehn?,

wovon er der letztern noch vor dem Lateinischen den Vorzug gibt.

H. DÜNTZER.

9. *Allerdings. Dem Physiker.* Boxberger behauptet auch neuerdings wieder (Lessing von Danzel und Guhrauer I., 126, 1), dieses Gedicht sei gegen Nicolai gerichtet, und zwar gegen dessen Äusserung in dem 1799 gedruckten Aufsatz »Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen«: »Der Ausspruch des philosophischen Dichters wird ewig wahr bleiben:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wenn sie ihm die äussre Schale weist'.

Und dieser Stelle sollte sich Goethe noch nach zwanzig Jahren erinnern haben? Und wie käme er denn zur Überschrift »Dem Physiker«? Freilich fehlt jede Überschrift in dem morphologischen Hefte, dessen Schluss sie zuerst brachte: die Verse sind dort in dem Inhaltsverzeichniss als »Unfreundlicher Ausruf« im Gegensatze zum »Freundlichen Zuruf« der vorigen Seite angeführt. Dass er nicht dem todten Löwen noch nach neun Jahren einen Fusstritt geben will, ergibt sich, könnte man dies für möglich halten, deutlich aus den gleichsam eine Datirung enthaltenden Versen:

Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
Und fluche drauf, aber verstoßen.

Schon als Junge, als er seinen Haller las, kannte er diesen Spruch, den man ihm bei seinen naturwissenschaftlichen Ent-

deckungen immer von Seite der Schule entgegenhält. Dass das Gedicht so zu fassen sei, ergibt unzweifelhaft der vorhergehende »Freundliche Zuruf«, in welchem er die »in diesen Tagen sich wiederholt zudringende Freude« ausspricht, sich mit nahen und fernen, ernsten, thätigen Forschern glücklich im Einklang zu finden, da sie »gestehen und behaupten: man solle ein Unerforschliches vorraussehen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Gränzlinie ziehen«. Nachdem er dann die Forderung begründet: »Wie weit und tief der Menscheng Geist in seine und der Welt Geheimnisse zu dringen vermöchte«, wünscht er, das folgende »heitere Reimstück«, eben unser Gedicht, möge in diesem Sinne aufgenommen und gedeutet werden. Es ist demnach gegen diejenigen Physiker gerichtet, welche seine morphologischen Versuche als eine ungehörige, die dem menschlichen Geiste gesteckte Gränze überschreitende Spekulation verwarfen. Der nach dem ersten Verse »Ins Innre der Natur« eintretende Ausruf »O du Philister!« soll nur den Ärger ausdrücken, dass solche Leute vom Innern der Natur zu sprechen wagen, da sie doch vom lebendigen Wirken derselben keine Ahnung haben, das er selbst V. 16—20 bezeichnet, um launig mit der Hindeutung zu enden, diese Physiker seien eben nur Schale.

H. DÜNTZER.

10. *Funfzig Jahre sind vorüber.* Das mit diesen Worten beginnende Gedicht, welches Goethe der Loge »Amalia« zu Weimar bei der von ihr veranstalteten Feier seines fünfzigjährigen Maurer-Jubiläums widmete, enthält eine Andeutung, die einer genauern Erklärung bedarf. Die Loge liess am 23. Juni 1830 »dem ruhmgekrönten Meister« durch eine Deputation ihre Glückwünsche aussprechen und das Ehrendiplom überreichen. Bei der Logenfeier des folgenden Tages, die zugleich dem allgemeinen maurerischen Johannistage galt, war Goethe nicht anwesend. Er bezeugte aber seinen Dank und seine nach fünfzig Jahren noch ungeschwächte Anhänglichkeit an die Loge durch das ihr zugesandte Gedicht, welches der Vorsitzende, Kanzler von Müller, vor dem Schlusse seiner Festrede vortragen liess. Von der Erinnerung an das »erst Vergangene« ausgehend (Str. 1), sprach der Dichter den Gedanken aus, dass der Bruderbund nicht durch die Zeit (Str. 2) und nicht im Raume (Str. 3) beschränkt ist, und schloss mit der Aufforderung zum fortdauernden freudigen Zusammenwirken. Mit diesem auf die einleitende Strophe zurückweisenden Schlusse deutete er zugleich an, dass er mit den Bundesbrüdern

innig vereint bleibe, wenn er sich auch an ihrer Thätigkeit nicht mehr unmittelbar betheiligen könne, und dass er im Geiste das Fest mit ihnen »zusammen« feierte, obwol er nicht mit ihnen »beisammen« war. Dem entsprechend bemerkte auch der Vorsitzende nach erfolgtem Vortrage des Gedichtes u. A.: »Wie die wahre Nähe der Geister nicht durch körperlichen Raum bedingt ist, so fühlen auch wir jetzt unsern *Goethe* mitten unter uns«. — Den vollen Sinn des Ausdrucks: »Lasset . . . *kräftig* uns zusammen sein«! geben die Worte des Gedichtes zur Logenfeier am 3. September 1825: »Und so gewinnt sich das Lebendige durch Folg' aus Folge neue Kraft«. Im Sinne dieser Stelle gebraucht *Goethe* auch das ihm geläufige Wort »*folgerecht*« und heisst es in dem zuerst in diesem Jahrbuche (I, S. 286 fg.) abgedruckten Briefe an den Kanzler von Müller, es gereiche ihm zur Ehre und und Freude, »wenn jene dort (in dem Jubiläumsgedichte) symbolisch angedeutete, folgerechten Zustände (die Maurerei und sein auch im hohen Greisenalter fortbestehendes Verhältniss zu ihr) von denkenden Männern gebilligt werden«.

Die Loge »*Amalia*« sandte das Gedicht in einem Facsimile der Handschrift den mit ihr in Correspondenz stehenden Logen zu. Sie berichtete über die Feier in einem, wahrscheinlich von Geheimrath von Fritsch verfassten, vom 25. Juni datirten gedruckten Rundschreiben, welchem das Gedicht *Goethes* in der Nachbildung der Handschrift und auch ein Abdruck der Festrede des Kanzlers von Müller beigelegt war. Das Gedicht hatte die Überschrift: »Dem würdigen Bruderfeste Johannis 1830« (= Johannisfest). In dem erwähnten Briefe an den Kanzler von Müller könnte mit den Worten: »Das köstliche Schreiben unsers Freundes« das an die Logen gerichtete Rundschreiben gemeint sein. Dafür spricht, dass der auf das Jubiläumsgedicht bezügliche Satz sich eng an die Erwähnung des Gedichtes anschliesst. Doch wäre das Datum des Briefes (17. November 1831) auffallend, und fragt es sich, ob dasselbe richtig angegeben ist.

J. A.

11. *Zu dem Gedichte »Adler und Taube«.* Durch welche Gelegenheit ist dieses Gedicht, das zuerst 1774 im Göttinger *Musen Almanach* erschien, veranlasst worden? Diese Fabel steht hoch über den zahlreichen anderer Dichter jener Zeit, welche den Adler mit andren Thieren in Verbindung brachten, um einen allgemeinen moralischen Satz zu veranschaulichen, wie *Lessing* von dem Fabeldichter verlangte.

In gewissem Sinne hat das Gedicht eine Ähnlichkeit mit E. v. Kleists gelähmtem Kranich. Auch der Ausdruck bei Kleist: Ein Kranich, Den des Jägers Pfeil am Fuss getroffen, sass Allein, betrübt und stumm . . .¹ erinnert bestimmt an einige Stellen in Goethes Gedicht. Aber die anregende Veranlassung gab, wie mir scheint, ein spottender Brief Herders vom Februar oder März 1773: »Eine Bilder Fabel F'tr Goethe«². Herder, der Falke, wird vom »frohen, bunten, lieben Specht« verlacht: »dünkt Adler sich« . . . Herder, mit Kleists Gedichten in frühester Jugend vertraut, singt in Erinnerung an die Verse seines Lieblingsdichters:

Da sass ein armer junger Falk,
Zu früh gelähmt im Flug,
Zerknickt sein Flügel, nur zu bald! . . .

»Der arme Falk, er seufzte tief, Sein Flügel hing ihm schwer«.
Er fertigt den Specht ab, der »Lustgeschrei und Häherjagd«³ verlangt.

Und da trittst du verachtend an
Und höhnt sein Erdgewand,
Und gaffst den Sträubertücken an . . .

Der Chor verlacht ihn: »Das war als Specht gedacht!« Bei Goethe sagt der Adler zu dem genügsamen, selbstgefälligen Tauber: »O Weisheit! Du redst wie eine Taube!« Herder lässt den Falken sprechen, nicht den Specht; bei Goethe erkennt man den Charakter des Taubers aus seinen Reden an den jungen Adler. Das Wort Genügsamkeit auch bei Herder. — Am 7. März 1773 schreibt⁴ Caroline Flachsland ihrem Bräutigam: »Ueber Ihren geistlichen Brief und Bilderfabel haben wir uns herzlich ergötzt. Der bunte Specht wird nicht wissen, wie ihm geschieht. Aber — armer trüber Falk! wenn Du dein trüberes Weibchen holst und fliegen lehrst und hoch über der Erde wir fliegen, dann sehen uns keine Spechte mehr«. Nach Herders Brief vom 24. März nahm Goethe die Bilderfabel übel. »Der gute Junge kommt wieder von sich selbst zurecht«. Und Caroline — Ende März — berichtet:

¹ Hempel'sche Ausgabe besorgt von Aug. Sauer p. 105.

² Aus Herders Nachlass I., 46 f.

³ Kleist: (und mehrte nicht)

Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden.
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

⁴ Aus Herders Nachlass III., 469.

»Junker Berlichingen hat nicht Ursache, böse zu sein; Sie haben ihm ja lange nicht so geantwortet, wie er zuerst gepfiffen«. Goethes Knittelverse, von denen Caroline redet, sind nicht mehr vorhanden. Wenn meine Vermuthung richtig ist, die ich oben aussprach, so hat Goethe sich durch seine tiefempfundene Fabel aufs schönste gerächt. Da er das Gedicht mit »Mahomets Gesang« im April 1773 an Boie sendete¹, so kann die Zeit der Abfassung ziemlich genau festgestellt werden.

DANIEL JACOBY.

12. In Goethes Gedicht »*Offene Tafel*« schliessen bekanntlich sämtliche Strophen, die beiden letzten ausgenommen, mit

Hänschen, geh und sieh dich um,
Sieh mir, ob sie kommen!

Eine Parallele hierzu findet sich in einer Chanson auf den Kanzler Daguesseau, als dieser zum ersten Mal in Ungnade gefallen war:

Le chancelier Daguesseau,
S'étant mis en tête,
Qu'on lui doit rendre les sceaux,
Nuit et jour répète :

»Va-t-en voir, s'ils viennent, Jean,
Va-t-en voir, s'ils viennent«!

Man vergl. Journal et mémoires de Matthieu Marais, avocat au parlement de Paris, sur la régence et le règne de Louis XV (1715—1737), publiés . . . par M. de Lescure, II., Paris 1864, Seite 262.

W. L. HOLLAND.

13. *Goethes Übersetzung des »Neffen Rameaus«*. Zwei Werke Diderots hat Goethe übersetzt und commentirt und durch seine Übersetzung allgemein bekannt gemacht: den Neffen Rameaus und den Versuch über die Malerei. Le neveu de Rameau,

¹ Düntzer, Goethes lyr. Ged. erl. III.², 297 und 327. Wenn Düntzer a. a. O. äussert, »dass die Fabel durch eine Neckerei Herders veranlasst sei, ist nichts weniger als wahrscheinlich«, so wird er vielleicht durch meine Ausführung anderer Meinung werden.

1762 von Diderot geschrieben, kam als Beilage zu Grimms *Correspondance littéraire* nach Deutschland; Goethe wurde 1804 durch Schiller (vgl. Goethe und Schiller Briefw. vom 21. Dez. 1804 — 24. April 1805 und Schiller an Körner 25. Apr.) auf ein Exemplar dieser Handschrift hingewiesen und übersetzte sie. Diese Übersetzung wurde 1821 von de Saur und St. Génès einer Rückübersetzung zu Grunde gelegt, die indess von den Herausgebern unredlicher Weise als Diderots Original bezeichnet und trotz mannigfacher willkürlicher Zusätze von vielen Literaten als solches anerkannt wurde. Erst 1823 wurde durch den Herausgeber der Werke Diderots, Brière, das wirkliche Original nach einer von der Tochter Diderots, Mad. de Vandeuil mitgetheilten Handschrift veröffentlicht und erlangte trotz anfänglicher Protestation de Saur's¹, der seine Übersetzung vertheidigen wollte, nach einem Briefe Goethes, der die völlige Übereinstimmung des Brière'schen Text mit seiner ehemaligen Vorlage zugestand, allgemeine Anerkennung.

Dieser Brière'sche Text ist von einigen späteren Editoren Diderots einfach abgedruckt worden, der neueste Herausgeber Assézat hat dagegen eine andere, undatirte Handschrift, die nach seiner Meinung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammt, zu Grunde gelegt. Sie ist vollständiger als der Brière'sche Text, füllt die von jenem gelassenen Lücken aus, ist sprachlich korrekter als jener, enthält die Namen ganz, die dieser nur mit Anfangsbuchstaben angedeutet hatte, und bietet offenbar treuer als der bisher publicirte Text die Fassung, welche Diderot seinem Werke gegeben hatte.

Der Text, welchen Assézat zum Abdruck bringt, scheint nur eine getreue Abschrift dessen zu sein, dem Goethe gefolgt ist;² die Abweichungen beruhen nicht auf einer Verschiedenheit der Texte, sondern sind Schuld des Übersetzers. Goethe hat zwei Geschichten ausgelassen, weil, wie er zur Entschuldigung bemerkt, sie ihm zu frei dünkten, der französische Text bringt sie (S. 69—p. 450, S. 71—p. 452); eine Lücke, auf welche Goethe aufmerksam macht (S. 36), wird auch von Assézat constatirt (p. 408 Z. 1); nur bei Goethe

¹ Die literarischen Streitigkeiten zwischen de Saur und Brière sollen hier nicht weiter berührt werden; Assézat hat, *Oeuvres de Diderot* V. 364—372, das Material vollständig zusammengestellt; Goethes günstige Meinung über seinen Übersetzer erhält durch das oben S. 311 ff. mitgetheilte Aktenstück eine merkwürdige Bestätigung.

² Diderot, *Oeuvres* V. Paris 1875, S. 387—488, Hempel 31, S. 19—102.

und Assézat findet sich eine grössere Stelle: »Moi qui« bis »en vue«, p. 470 fg., »Ich selbst« bis »im Auge zu haben scheint«, S. 87 fg., die in der frühern französischen Ausgabe fehlt. Eine Auslassung der letztern: un vêtement frais en été (p. 485, Goethe S. 100: »ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer«) ist gewiss nur einen Schreib- oder Druckfehler des Franzosen zurückzuführen, und die Fassung: »Für einen ausserordentlichen Mann würdet Ihr gelten« (S. 57) statt: Vous ferait un honneur singulier (S. 436) bedeutet ebensowenig, wie dass in der Übersetzung (S. 83) nuit plus affreux, im Original dagegen (p. 465): jour plus affreux citirt wird. Dagegen weisen Verwechslungen S. 27: »seine Äste sind weit verbreitet, seinen Schatten hat er Denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an seinem majestätischen Thron zu ruhen« statt: majestueux tronc (p. 397); S. 28: »Von Allem . . . verstehe ich nicht viel . . . So ganz wie ich bin, möchte ich wol ein Anderer sein« statt: tout ce que je sais, c'est que je voudrais bien être un autre (p. 398); S. 47: »Ihr glaubt, dieselbige Ehre sei für Alle gemacht . . . Eure Art von Ehre« statt: vous croyez que le même bonheur est fait pour tous . . . Le vôtre suppose (p. 423); »Das weiss die ganze Welt« (S. 89) statt: tout le monde le fait (nicht sait p. 472), oder »Der vornehme Abbé mit Überschlag und langem Kinn« (S. 99) statt: L'abbé . . . en rabat et en manteau long (p. 483) deutlich auf dasselbe, vom Übersetzer nur schlecht gelesene Original hin. Dagegen werden sich wirkliche Zusätze Goethes, die aus einer andern Quelle als unserer Handschrift stammen, schwerlich aufweisen lassen. Die Hinzufügung der wenigen Worte: »Er hat Recht« (S. 62), auf die schon Strehlke aufmerksam gemacht hat, ist eher ein Beweis für die Behauptung, dass Goethe dieselbe Grimm'sche Handschrift benutzt hat, als gegen dieselbe: sie ist eine Erklärung eines an dieser Stelle schwerverständlichen, vielleicht lückenhaften Textes. Eine genaue Vergleichung möge dieses Verhältniss characterisiren.

1. sind *Auslassungen* zu constatiren, absichtliche und unabsichtliche. Zu den ersteren gehört (S. 53): »wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltsam verführerischen Bildern ergriffen« statt (p. 429): ne lui retrace, la nuit, les scènes du portier des Chartreux, les postures de l'Arétin, oder (S. 98): »So versteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen« statt (p. 482): Et vous voilà aussi, pour me servir de votre expression ou celle de Montaigne, perché sur l'épicycle de Mercure. Weit häufiger sind die letzteren, vier-

mal mehrere Zeilen (p. 405): Il y a des bourses pleines d'or qui se versent de droite et de gauche et il n'en tombe pas une pièce sur toi; (das.) Est-ce que tu ne saurais pas encourager ce jeune homme à parler à mademoiselle et persuader mademoiselle de l'écouter comme un autre (beide fehlen S. 34); (p. 446) j'étends les bras, je contemple l'abbé avec une espèce d'admiration car qui est ce qui a jamais demandé pardon à l'abbé (S. 66) und (p. 448): Convenez qu'il faut un puissant intérêt pour braver ainsi le public assemblé et que chacune de ses corvées valait mieux qu'un petit écu (S. 68). Die Auslassung des zweiten und dritten Abschnittes erklärt sich leicht, die Anfangsworte des zweiten kehren bei mehreren aufeinander folgenden Absätzen in gleicher Weise wieder und das Schlusswort des dritten ist dasselbe wie das des unmittelbar vorhergehenden; für die beiden anderen weiss ich keine Erklärung. Von kürzeren Auslassungen sind folgende zu notiren: p. 390: des aires de danse qui dureront éternellement, S. 21; p. 395 Z. 18 méchant S. 26 Z. 11; p. 402 Z. 2: un peu de goût, S. 31 Z. 3 v. u.; p. 417 Z. 5: qu'on gronde, S. 43 Z. 5; p. 417 Z. 2 v. u.: je ne conçois pas sa peine, S. 43 Z. 4 v. u.; p. 423 Z. 4 v. o. bien utile S. 47, Mitte; p. 424 Z. 2 v. u.: de vos domestiques S. 48; p. 433 Z. 11: Je ne l'ai point inventée, S. 55; p. 437 Z. 2: et de jouer en dessous, S. 58 Z. 15 v. u.; p. 452 Z. 8: C'est bien fait, S. 71 Mitte.

2. *Freie Übersetzungen* finden sich gar oft, doch sind sie selten der Art, dass sie als wesentliche Veränderungen erscheinen, noch seltener so, dass sie zu Missverständnissen Anlass geben. Nur wenige seien hervorgehoben: S. 22: »Ferner hatt' ich Durst«, p. 311: après avoir mangé, j'ai eu soif; S. 23: »Er ist ein glücklicher Mann! Und besonders weiss ich an Leuten von Genie zu schätzen, dass sie nur zu einer Sache gut sind«, p. 392: Cela est heureux pour lui et c'est ce que je prise particulièrement dans les gens de génie. Ils ne sont bons qu'à une chose; S. 24: »Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe und ich befinde mich nicht schlechter deshalb«, p. 393: Le diable m'emporte, si j'ai jamais rien appris et si, pour n'avoir rien appris, je m'en trouve plus mal; S. 34: »mir ging es vortrefflich bei ihnen«, p. 401: mon caractère réussissait merveilleusement auprès d'eux; S. 89: »er war nicht abscheulicher als jene«, p. 472: il n'était ni plus ni moins abominable qu'eux.

3. Am häufigsten sind aber kleine Missverständnisse: unrichtiges Verständniss des französischen, oder unklare Fassung

des deutschen Ausdrucks. Mangeait de rage (p. 389) heisst nicht »er ass vor Bosheit« (S. 21), sondern er ass wüthend; pour son repos (p. 393) war nicht »für unsere Ruhe« (S. 24) zu übersetzen, sondern »seine«, es bezieht sich auf den moine de Rabelais; vous avait-on pris pour cela (p. 402) heisst: hatte man Sie dafür gehalten, nicht aber »hatte man Euch deshalb aufgenommen« (S. 31); qui est un homme de bien (p. 403) bezieht sich auf den Vater Rameaus, den Apotheker in Dijon, es war also nicht zu übersetzen: »ich, ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend Jemand gebeugt hat« (S. 33), Worte, die mit dem Character des Neffen Rameaus in keiner Weise übereinstimmen würden. Sehr seltsam ist das Folgende. p. 411 heisst es: Vous vous en souvenez? Moi. Laissons cela, oui, je m'en souviens. Lui. En redingote, de peluche grise. Goethe übersetzt (S. 39): »Erinnert Ihr Euch im — Ich. Lasst das gut sein! Ja ich erinnere mich. Er. Im Überrock von grauem Plüsch«. Sollte Goethe wirklich das letzte en mit »in« haben übersetzen wollen, oder sollte nicht das von ihm gebrauchte »im« als überleitend für das Folgende gebraucht worden sein? S. 43: »Es geht das Gerücht, dass Voltaire todt ist. Desto besser. Warum desto besser? Da gibt er uns gewiss wieder was Neckisches zum Besten. Das ist so seine Art, vierzehn Tage, ehe er stirbt«. p. 417: C'est son usage que de mourir auparavant, also: es ist seine Art sich todtzagen zu lassen, 14 Tage bevor er etwas im Schilde führt. S. 45: »Guter Ruf ist goldnen Gürtel werth« p. 420: valait mieux also ist mehr werth als. S. 48: »Das beste Betragen gegen seine liebe Hälfte bleibt immer, das zu thun, was *ihr* ansteht«, p. 425: c'est de faire ce qui lui convient, natürlich »was dem Manne ansteht,« denn nur so passt es zu der vorhergehenden Frage: »Und um Eure Frau würdet Ihr Euch wenig bekümmern« und der darauf ertheilten Antwort: »Gar nicht, wemns beliebt«. S. 60: »Ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich Niemand beleidigt«. Statt des letztern Satzes, der keinen rechten Sinn gibt, muss es etwa heissen: »Daher beleidige ich auch Niemanden«, (eben weil doch nur der Denkende Anstoss erregen kann); so auch im Französischen p. 439: aussi je n'offense personne. S. 62: »Der Erbauer des bābylonischen Thurmes« statt: habitans p. 441; das. »und die ihre Erfahrung hätte belehren sollen« statt des in diesem Zusammenhang viel bezeichnendern französischen Ausdrucks: à qui leur miroir aurait dû apprendre. S. 86: »Er war auf dem Wege sich zu ersäufen, wie er sich

erschöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flasche weggesetzt, die er zerstreut am vorigen Orte suchte«, p. 468: qu'il cherchait de distraction d. h. nach der er aus Zerstretheit griff; seine Zerstretheit besteht eben darin, dass er überhaupt nach der Flasche greift, nicht darin dass er sie am vorigen Orte sucht. S. 87: »Wisst Ihr, dass vielleicht eher ein Kind zu finden wäre, ein Königreich zu regieren, einen grossen König daraus zu machen, als einen grossen Violinspieler?«, p. 470: Savez-vous qu'il serait peut-être plus aisé de trouver un enfant propre à gouverner un royaume, à faire un grand roi, qu'un grand violon, ein Satz dessen Sinn ist: man könne eher ein Kind zur Beherrschung eines Staats, als einen grossen Violinspieler finden, nicht aber: man könne eher aus den Kindern einen grossen König als einen grossen Violinspieler machen. S. 88 muss es statt Verwunderung »Bewunderung« (admiration) heissen. S. 90: »Alles was lebt und so auch der Mensch, sucht sein Wohlsein auf Kosten dessen, der was hergeben kann«, p. 474 aux dépens de qui il appartiendra d. h. doch auf Kosten dessen, dem er angehören wird. S. 92: »Aber bei so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein schönes Werk«; das Original hat dafür eine andere und bessere Wendung: mais, entre tant de ressources, pourquoi n'avoir pas tenté celle d'un bel ouvrage? S. 96: »Den andern Tag stand ich auf, wohl entschlossen, mich mit den Gassensängern zu verbinden, und das würd' ich nicht am Schlimmsten gemacht haben«, statt dessen muss es heissen: Und das wäre nicht das Schlechteste gewesen, was ich hätte thun können (p. 480) Ce n'est pas ce que j'aurais fait de plus mal.

Diese Ausstellungen wollen nichts anders als kleine philologische Bemerkungen sein, keineswegs kleinmeisterliche Kritiken Goethe'scher Übersetzungskunst. Diese verbleibe vielmehr durchaus unangetastet. Gerade durch eine solche eingehende Prüfung erkennt man erst recht, mit welchem feinem Verständniss und Geschick Goethe das Original behandelt hat. Doch wird man wohl bemerken, dass das Ende mit geringerer Sorgfalt gearbeitet ist, als frühere Theile, namentlich auch dass einzelne ältere Formen und Ausdrücke, Beibehaltung französischer Worte, allzuwörtliche Anlehnung an den Text den Genuss stören. Zu solchen Eigenthümlichkeiten gehört die durchgängige Wiedergabe des französischen Vous mit »Ihr«, Formen wie »chaussirt« (chaussé) »auf dem Cours« (le cours), »viereck« (carré), »mit einem Reverenz«; »sie gab mir die Marke und ich steckte es« (S. 44), ähnlich (S. 55)

»ein Weiberhirn giebt, *die* das aushalte«. Zu wörtlich und dadurch nicht selten falsch sind z. B. folgende Wendungen: »das ist unendlich wahrer, als Ihr *nicht* empfindet« (que vous ne le sentez); »vorgebildet« (imaginait); »indessen dass« (tandis que); »es braucht mehr Muth« S. 74: il faut plus de courage p. 455; das. »Das Schiff ist gemiethet« st. wird gemiethet, est loué; »nach Maassgabe, wie er sich mehr passionirte« S. 81: à mesure qu'il se passionait d'avantage p. 463, »ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes« aliénation d'esprit (das.); »die Kraft entgeht mir« S. 84: les forces me manquent p. 467; »die der Wendung der Melodie zuspricht« S. 85: convient p. 468; »bei dem Schwung, wie die Kunst vorwärts geht« das.: du train, dont l'art s'avance.

L. G.

14. *Zur Übersetzung von Corneilles Menteur.* In dem Vorwort zu: Aus Goethes Frühzeit stellt Scherer zusammen, was etwa ein vierter Band des jungen Goethe an Nachträgen zu enthalten hätte. In dieser Aufzählung vermisste ich das Bruchstück einer Übersetzung von Corneilles Menteur, veröffentlicht von A. Schöll in den Briefen und Aufsätzen², 7 ff.

Ist dies Stück auch entfernt nicht in dem Maasse von Goethe'schem Geiste durchdrungen und für die Stilentwicklung des jungen Dichters bedeutsam wie die Übersetzungsfragmente aus Ossian, Pindar, oder selbst die Übertragung des hohen Liedes, so hat doch schon die Art wie hier der Alexandriner behandelt ist, ein gewisses Interesse¹. Dazu tritt aber noch ein weiteres Moment, aus dem sich zugleich eine genaue Datirung des Bruchstücks gewinnen lässt. Wir können nämlich meines Erachtens die Ursache erkennen, welche Goethe veranlasste, gerade dieses Lustspiel zu einer Stilübung aus der Flut der französischen Comoedienliteratur herauszugreifen. In der übertragenen ersten Scene des Lügners werden uns zwei Freunde im Zwiegespräch vorgeführt. Dorant, der bisher als Student der Rechte in der Provinz gelebt, nunmehr aber dem jus valet gesagt, und in Paris als Cavalier auftreten will, fürchtet bei der galanten Welt der Grossstadt anzustossen. Er bittet darum seinen Freund Cliton um Verhaltensmassregeln, insbesondere für den Verkehr mit den Frauenzimmer. Den Unterschied zwischen seinem früheren und jetzigen

¹ In Bartschs Aufsatz (Goethe-Jahrbuch I., 119 ff.) wird er nicht berücksichtigt.

Aufenthaltort charakterisiert er mit den Worten (in Goethes Übersetzung):

Man lebt nicht hier und dort nach einerley Methode,
Was dort bewundert wird ist hier schon aus der Mode,
Man denkt man handelt hier man redet nicht wie dort,
Und einen Neuling stürzt ein unbesonn'nes Wort.

Musste nicht der Studiosus juris Goethe ganz Ähnliches empfinden, als er aus dem ehrwürdigen Frankfurter Patrizierhause in das flotte Treiben des modischen Klein-Paris versetzt, sich mit Mühe in die vorgeschrittene Lebensart der Leipziger eingewöhnte? Auch er trug sich damals ernstlich mit dem Gedanken, der Rechtswissenschaft den Rücken zu kehren (D. u. W. II., 31): bis auf diesen kleinen Zug erstreckt sich die Analogie zu Corneilles Dorante! Und fallen uns nicht bei dem zweiten der angeführten Verse Goethes Bemerkungen über seine Garderobe ein, deren wunderliches Ansehen, hervorgerufen durch des Vaters Vorliebe »für gewissen alten Zuschnitt und Verzierungen«, er mit zu jenen kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens rechnet, die sich leicht im Gefolge eines Ortswechsels einstellen? Zu der dritten Zeile erinnere man sich jener weitem Prüfung, die Goethe damals in Betreff seines oberdeutschen Dialektes zu überstehn hatte (a. a. O. S. 35), namentlich der Worte, »ich fühlte mich in meinem Innersten paralysirt und wusste kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äussern hatte!«

Die eigenem Erlebniss verwandte Situation und Empfindung empfahlen wohl die Corneille'sche Scene zur Übersetzung. Wurde doch schon in Leipzig Erfahrung das Stichwort des dichtenden Jünglings, auf den selbst beim Übersetzen und Nachdichten die Möglichkeit, das Dargestellte am wirklichen Leben zu messen, einen eigenen Reiz üben mochte. Die Übersetzung des Menteur wäre demnach in den Anfang von Goethes Leipziger Aufenthalt zu setzen.

FRANZ LICHTENSTEIN.

15. *Der erste Ursprung der Faustsage und des Mephistophelesnamens.*

1) Die Grundzüge der Sage von Faust stammen aus den sog. clementinischen Recognitionen. Denn in diesem altchristlichen Roman wird erzählt, dass Helena eines Zauberkünstlers Weib wird; dass Simon der Magier den Versuch macht, einen Menschen künstlich hervorzubringen und Anstalt macht, von der Erde sich zu erheben und zu fliegen. Von

dieser Sage ist scheinbar eine grosse Kluft zu den deutschen Volksbüchern von Faust und Helena. Allein dieselbe wird überbrückt durch mittelalterliche Schriften. Die Vermittelung zu den deutschen Volksbüchern von Faust bildet besonders die Kaiser-Chronik, welche bekanntlich in der Mitte des 12. Jahrhunderts geschrieben ist. In dieser wird V. 1239—4101 der Inhalt der Clementinen wiedergegeben. Der hier auftretende Simon, »der Gaukeläre« ist der Vorgänger des Faust. Letzterer ist, wie hinreichend erwiesen, eine geschichtliche Person aus der Zeit Luthers und Melanchthons.

2) Wenn man den Namen des Mephistopheles so erklären will, dass alle Formen desselben, welche bekannt sind, abgeleitet werden können, so wird die folgende Erklärung gegenüber der von Dr. Gräze mitgetheilten gerechtfertigt erscheinen, da letztere nur die bei Goethe vorkommende Form des Namens berücksichtigt. (Vgl. Jahrbücher für deutsche Theologie Bd. XXII., p. 494): In den mittelalterlichen Zauber- und Volksbüchern, z. B. der Clavicula Salomonis regis Hebraeorum (italienisch 1453 msc.), die ja auch der Goethe'sche Faust benutzt, sind hebräische Namen höherer Geister gar nichts Seltenes. Natürlich sind sie dahin aus dem Orient gekommen. Nun erscheint bei den orientalischen Chronographen Syncellus und Georgius Cedrenus der Name *Μαστιφάρ* für den *ἄρχων τῶν δαιμόνων*. Fabricius, cod. pseudepigr. V. T. p. 862. Der Koran von Ullmann 1865, S. 38, Anm. 3. Dieser ist nichts als eine Gräcisirung des hebräischen Namens Mastema; denn wo in der griechischen Übersetzung des Buches der Jubiläen *Μαστιφάρ* steht, ist im semitischen Text, besonders dem äthiopischen, desselben Buches Martema zu finden, d. h. das echt-hebräische Appellativ **מַשְׁטֵמָה** Hos. 9, 7. 8 oder **מַשְׁטָפָה**

Anfeindung. So gelangen wir durch einen sichern Schluss zuletzt zu einer hebräischen Verbalwurzel *satam*, genau verwandt mit *satan*, woher der Name des Satan. Erst im Abendlande entstanden durch die in allen Sprachen gewöhnliche Umbildung und Umdeutung, von der besonders lehrreich Diez, roman. Wörterbuch, 2. Auflage 1861, I., p. XXV f. handelt, die Variationen des Namens, die noch immer nicht vollständig gesammelt und kritisch behandelt sind. So zunächst durch Umbildung an den hebräischen Namen des (für David) bösen Rathgebers Achitofel die Form Mastift — ofel oder mit der lateinischen Endung Mastiftoteles, dann Mephostoteles. Sodann nach mundgerechten griechischen und lateinischen Wörtern Mephostophiles, Mephistophiles, Mephitophiles und dgl., nach

dem Namen des hinkenden Sohnes Jonathans Mephiboscheth: Mefibofets und ähnliche mannigfaltige Formen. Mit der sprachlichen Ableitung stimmt der Inhalt der Volksvorstellung überein: diese betrifft einen Dämon, der verderblich und hinkend ist. — Es mag dahingestellt bleiben, ob das mittelalterliche Wort *mofiles* bei der Bildung des Namens eingewirkt hat, welches bei Ducange, gloss. lat. med. aevi tom. IV., p. 462, 1845 morbi genus erklärt wird.

G. ZART.

16. *Zu Goethes Faust*. In der Bibliothek der redenden und bildenden Künste, Bd. VI. (Leipzig 1809) S. 314, findet sich eine Notiz, welche geeignet ist, die Vermuthung zu bestätigen, dass Goethe die Scene in Auerbachs Keller nach einer verloren gegangenen Version des Volksschauspiels gedichtet habe. Es heisst dortselbst in einer Besprechung der Goethe'schen Dichtung: »Die herumziehenden Schauspieler führten vor etwa vierzig bis fünfzig Jahren eine sogenannte Haupt- und Staatsaction, Doctor Faust betitelt, häufig auf, die ungemeynen Beifall erhielt, besonders auch zur Messzeit in Leipzig in einer Bude vor dem Petersthore, zumal darin ein damals sehr berühmter Italiener-Keller unter Auerbachs Hof am Markte (der auch noch existirt) vorkam, aus dem Faust, der Sage nach, auf einem Weinfass reitend, herausgefahren sein soll«.

W. CREIZENACH.

17. *Erwin und Elmire unter Münchener Censur*. Vor mir liegt ein, bei Hirzel nicht angeführter Separatdruck unter folgendem Titel: »Erwin und Elmire. Ein Schauspiel in zween Aufzügen, von Göthe. Aufgeführt auf dem Churfürstl. Theater zu München. Mit Genehmigung des Churfürstl. Büchercensurcollegiums 1777«. 38 SS, in 8°. Der Hauptunterschied zwischen diesem Text und der ältern Gestalt des Stücks (Hempel XI., 2, S. 135—160), besteht darin, dass alle vorkommenden Lieder in Prosa verwandelt sind. Eine solche Verwandlung, an und für sich ein Unding, ist hier nicht selten mit möglichster Geschmacklosigkeit durchgeführt. So steht, um nur ein Beispiel anzuführen, an Stelle von Bernardos Lied: »Hin ist hin und todt ist todt«, die folgende Tirade: »Je nun, Elmire, der ist hin, Ihre Seufzer erreichen ihn nicht mehr. Doch mit Ihnen, in diesem blühenden Alter, mit so einem Gesichte, bey einem Vermögen, wie das Ihrige, solls keine Gefahr haben. Ich wette, ich freye ihnen den Zweyten. Und manch schönes

Fräulein in unserer Stadt würde nicht so viel Aufsehens um einen entlaufenen Liebhaber machen, so bald sie einen zweyten hätte. — Allenfalls die Erinnerung: Erwin, ja! es war ein ganz artiger guter Mann; aber dießer hier, hat er nicht auch ein Gesicht? nicht auch ein Herz?« Auslassungen und Zusätze finden sich so gut wie gar nicht; kleine Stellen, die man auf den ersten Anblick für Zusätze halten möchte, sind nichts als Andeutungen eines im Goethe'schen Texte später folgenden Gedichts. Dagegen sind mancherlei Aenderungen bemerkbar. Zunächst dialektische. So heisst es statt »willt« »willst«, statt »ihn ankommen« »ihm,« statt »von dem Staate« »von dem Prachte«. Sodann Änderung der Bühnenanweisung, Theilung des Stücks in zwei Akte, jedes Aktes in mehrere Szenen. Endlich Änderungen aus sittlichen und religiösen Gründen. Von ersteren habe ich nur eine bemerkt. Statt des Goethe'schen (Hempel S. 144): »So geh und lass Deinen Rausch bei einem Kammermädchen aus,« heisst es hier: »so geh und wähle Dir einen anderen Gegenstand Deinen Rausch bey ihm auszulassen«. Die letzteren sind häufiger. Statt »ihre heiligen reinen Augen« (S. 150), setzt der Bearbeiter »unschuldigen Augen«, statt: »ich fand ihn im Gebet begriffen« (S. 156) sagt er »in der Gemüthsversammlung« statt: »Deinen heiligen Gefühlen überlassen« und »wann darf ich diese heiligen Züge schauen« (S. 157) ändert er »frommen Gedanken« und »geweihten Züge«. Ob mit diesen von der Münchener Censur für nothwendig gehaltenen Änderungen das Stück sonderlichen Beifall erhalten hat?

L. G.

18. *Sapupi im »Götz von Berlichingen«.* Als im Jahre 1767 zu Wetzlar »zur Untersuchung der Gebrechen und Nothdurft des Kammergerichts« jene Kommission zusammentrat, die ihre juristisch-politische Aufgabe binnen 9 Jahren nur ungenügend erfüllen konnte, fand sie die mit dem Sollicitiren verknüpften Missbräuche, Bestechung, Ernennung der Spruchsenate ad hoc u. dergl. in voller Blüthe. »Man kam«, sagt Pütter (Histor. Entwicklung III., 135) »bald auf Spuren, dass drei Assessoren sich ein pflichtwidriges Betragen hatten zu Schulden kommen lassen«; Goethe (D. u. W., Thl. 3 Buch 12) spricht von »Verbrechen« und »schändlichen Missethaten«. Ein Spekulant in Frankfurt a. M. trieb einen förmlichen Handel mit Sollicitatur-Geschäften (Pütter a. a. O.). Die Untersuchung zog sich endlos hin in Folge der überaus schwerfälligen Geschäftsordnung; über alles, was vorkam,

mussten jedesmal 24 ausführliche schriftliche Voten abgefasst und im Plenum vorgelesen werden. Begreiflich, dass diese Vorgänge wenigstens in den Theilen Deutschlands, die der Kammergerichtsjurisdiction unterworfen waren, ein grosses und dauerndes Aufsehen machen mussten; begreiflich auch, dass Goethe im Götz darauf anspielt in jener, in der ersten Bearbeitung noch fehlenden, Schlusscene des 2. Akts: Götz und Selbitz auf der Bauernhochzeit. Aber warum gibt er dem »schwarzen Italiener« den sonderbaren Namen Sapupi? Ich glaube, dass der Assessor nur darum ein Italiener ist, damit er diesen Namen führen kann, der nur eine Buchs:abenversetzung ist. Unter jenen zur Strafe gezogenen Mitgliedern des Kammergerichts befand sich (Pütters Selbstbiogr. S. 202) Joh. Herm. Franz v. Papius, präsentirt vom burgundischen Kreise, eingetreten 1756, kassirt durch die Visitatoren 1774. Ich kann nicht zweifeln, dass Sapupi nur eine Verschleierung von Papius sein soll. Eine Erforschung der Visitationsliteratur würde vermuthlich Näheres ergeben.

A. BUCHER.

19. *Goethe und Johann Gottfried Eichhorn.* In den »Noten und Abhandlungen zum Westöstlichen Divan« erwähnt Goethe mit besonderer Auszeichnung den Orientalisten Eichhorn. An Eichhorns Aufklärungen über Werth und Bedeutung des alten Testaments gedenkt er wie »an einen hohen Genuss, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen«. In dem Abschnitt »Lehrer« nennt er Eichhorn gleich nach William Jones unter den Deutschen zuerst. »Mit vergnüglicher Anerkennung«, heisst es weiter, »bemerke ich, dass ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch dasselbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann von seiner Ausgabe des Jones'schen Werkes vor zweiundvierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unseren zählten und aus seinem Munde gar manches Heilsam-belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich seinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in diesen letzten Tagen freute ich mich höchlich, abermals von seiner Hand das höchst wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zustände aufklärt, vollendet zu erhalten«. Der hier gemeinte Johann Gottfried Eichhorn, der Vater des Germanisten Karl Friedrich Eichhorn, wurde am 16. October 1752 geboren und starb in Göttingen am 25. Juni 1827. Von 1775—1788 Professor in Jena, veranstaltete er 1777 von dem berühmten Werke des William

Jones, Poeseos Asiaticae commentariorum libri VI., einen Abdruck und sandte an Goethe ein Exemplar, welches dieser, wie wir erfahren, im Jahre 1819 noch benutzte. Am Schluss der Eichhorn gewidmeten Worte bemerkt der Dichter: »Mit diesem wenigen sei nun ein dankbarer Lebensbezug zu diesem würdigen Manne treulich ausgesprochen«. Er hat aber diesem wenigen noch etwas folgen lassen: In dem »Buch der Betrachtungen« finden sich seit 1827 die schönen, oft angeführten Verse:

Vor den Wissenden sich stellen
Sicher ist's in allen Fällen.
Wenn Du lange Dich gequälet,
Weiss er gleich, wo Dir es fehlet;
Auch auf Beyfall darfst Du hoffen,
Denn er weiss, wo Du's getroffen.

Diese Verse wurden acht Jahre früher an Johann Gottfried Eichhorn gerichtet. Sie sind mit lateinischen Buchstaben quer auf ein Octavblatt verzeichnet und von der Hand des Dichters mit der Unterschrift versehen:

»Weimar den 16. November
1819.

Goethe «.

Die Wittve Karl Friedrich Eichhorns bemerkt auf dem Umschlage zur Nachricht für ihren Sohn, den am 31. August 1881 in Köln verstorbenen Geheimen Justizrath Otto Eichhorn: »Mit Übersendung des westöstlichen Divans übersandte Goethe Deinem Grossvater Johann Gottfried Eichhorn, folgendes Gedicht«. Loeper und Düntzer erinnern in ihren Commentaren an den persischen, von Chardin übersetzten Spruch: »Aimer à interroger les sages, c'est déjà la moitié de la sagesse «; aber erst durch die jetzt hervorgetretene Widmung erhalten die Verse ihre eigentliche Bedeutung und characterisiren die ganz persönliche Beziehung zwischen Dem, der sie geschrieben und Dem, der sie empfangen. Näher kann ich auf diese Beziehungen für jetzt nicht eingehen. Karl Friedrich Eichhorn erzählt in seiner vor kurzem veröffentlichten Selbstbiographie¹: Im Frühling 1803 auf der Durchreise »fand ich in Jena viele alte Bekannte und machte viele neue Bekanntschaften. Bei Luden fand ich Goethe, der sich seinen Steinwein und Chester-

¹ Schulte, Karl Friedrich Eichhorn. Rede bei der Säcularfeier des Geburtstags des Meisters. Bonn 1881. S. 38.

Käse schmecken liess und wie der olympische Jupiter auf uns arme Sünder herabblickte. Er war um jene Zeit noch nicht mein Lieblingsdichter«. Das von Goethe im Jahre 1819 übersendete Exemplar des Divan ist nicht mehr zur Hand; wenn sich der literarische Nachlass Johann Gottfried Eichhorns wieder auffinden liesse, würde man wahrscheinlich noch manchem Erinnerungszeichen seiner Verbindung mit Goethe begegnen.

HERMANN HÜFFER.

20. *Pfeffel und Goethe.*

1) Dass schon Goethes Faustfragment von 1790 für alle literarischen Kreise Deutschlands ein Ereigniss war, bemerkt von Loeper mit Recht (S. XI²). Folgendes Epigramm von *Pfeffel* auf Beccaria zeigt, wie ich glaube, dass eine bekannte Stelle aus der »Hexenküche«, welche später zu »geflügelten« Worten wurde, Pfeffel vorgeschwebt hat.

Faust v. 2152 f.

Er ist schon lang' ins Fabelbuch *geschrieben*;
Allein die Menschen sind nicht besser dran,
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind *geblieben*.

Pfeffel.

Für Menschenrecht hat er mit Kraft
Und mit Gefühl *geschrieben*;
Die Galgen hat er abgeschafft:
Die Schwengel sind *geblieben*.

Beccaria war 1794, nach Andren schon 1793 gestorben. Das Epigramm Pfeffels findet sich in J. G. Jacobis »Ueberflüssigem Taschenbuch für das J. 1800«; vgl. auch poetische Versuche von Gottl. Conrad Pfeffel. Tüb. 1802 VI⁴, 43.

Den Antheil Pfeffels an den Schriften seiner grossen Zeitgenossen bezeugt sein Biograph: noch in den letzten Jahren seines Lebens — er starb 1809 — habe er Wieland, Schiller, Goethes Werke ganz wiedergelesen (biogr. Versuch von J. J. Rieder, 1820, S. 77).

DANIEL JACOBY.

2) In Sabells Schrift: »Zu Goethes hundertunddreissigstem Geburtstag, 1879« findet sich S. 91 die Bemerkung, in einer aus Weimar stammenden Handschrift stehe am Ende ein

Gedicht, »von dem wir kaum glauben, dass es Goethe zugeschrieben werden darf. Die Sprache erscheint wenigstens nicht Goethisch«.

Dr. Faust und die Hexen.

Herr Faust bekam einst Lust, den Brocken zu befahren.
Er ritt auf seinem Mantel hin
Und sah all dort die Hexenschaaren
Auf Böcken zur Parade zieh'n.

Der Aufzug kam dem schlaun Geisterkenner
Verdächtig vor. Mit einem Talisman.
Rührt' er der Teufelsbrut gehörnte Klepper an,
Und siehe da! es waren — *ihre Männer!*

Das Gedicht ist allerdings nicht von Goethe, sondern von Pfeffel, und findet sich in Pfeffels poetischen Versuchen. Tüb. Cotta 1817. Es stammt aus dem Jahr 1786 und hat keinen Bezug auf Goethes Faust. Statt »die Hexenschaaren« heisst es bei Pfeffel: »die Hexen wie Husaren« und statt »Teufelsbrut« — »Elfenbrut«. Der Spott über Hörnerträger, der Grundgedanke des Gedichts, findet sich auch sonst bei Pfeffel.

Eine Anspielung auf Goethes Werther liegt in dem Gedicht »Cato« (Fabeln u. poetische Erzählungen in Auswahl, herausg. von H. Hauff 2, 49), wo dem Cato in der Unterwelt »ein Enkel Teuts« begegnet und ihm seine Brüderschaft anbietet:

»Für meines Freundes Weib entbrannte
Wie ein Vulkan mein Löwenherz.
Nichts glich Elwiren; ich bekannte
Ihr auf den Knieen meinen Schmerz:
Sie liess mich schmachten, sie verbannte
Mich als den Mörder ihrer Ruh'
Mit hohem Ernst von ihrer Schwelle,
Und ich verschloss mich auf der Stelle
In mein Gemach und starb wie Du.«
»Das ist zu viel, selbst für die Hölle
Zuviel«! rief Cato wüthend aus.
»Ha, Cäsar, komm' und überwinde
Mich noch in einem zweiten Strauss.
Komm', schleudre mit Triumphgeschrei
Mein Haupt in eine Schindergrube;
Nur rühme sich kein Lotterbube,
Dass er wie ich gestorben sei.«

Die Anspielung auf Goethes Werther, namentlich am Schluss des Romans, ist hier klar.

Eine Parallele mit Goethe zeigt ferner Pfeffels Gedicht: Der Parse vom Jahr 1795 (Cotta'sche Ausgabe von 1817, VI, 137)

»Ein Parse kniete Tag und Nacht
Vor einem Feuer, das er nährte
Und doch als eine Gottheit ehrte.
Einst naht' aus frommem Unbedacht
Der Beter sich zu sehr der Flamme,
Und fällt hinein. Umsonst beschwört
Er seinen Gott; vergebens wehrt
Er sich. Gleich einem Opferlamme
Ward er gebraten und verzehrt.

Ihr, die ihr euch so gern zum Throne
Der Fürsten drängt, nehmt euch in Acht,
Damit der Götze mit der Krone
Den Opfrer nicht zum Opfer macht«.

Damit vergleiche man Goethes zahmes Xenion in der 7. Abtheilung:

»Anbete du das Feuer hundert Jahr,
Dann fall hinein, dich frisst mit Haut und Haar«.

Eine Abhängigkeit Goethes von Pfeffel ist schwerlich anzunehmen. Zu Goethes Gegnern darf Pfeffel nicht gezählt werden. Abgesehen von seiner freundschaftlichen Verbindung mit Schlosser, welcher er in mehreren Gedichten ein Denkmal gesetzt hat, nennt er in dem Lese gewidmeten Gedichte: Der Fund von 1778 (2, 111, Cotta 1817) Goethe als Denjenigen, dem es gelungen

»Die Muse Shakespeares auszuspähen
Und des Kothurns Begeisterungen
Mit kühnem Aug' ihr abzusehen«.

GUSTAV HAUFF.

21. *Lucinde und Emilie*. Die Herren v. Loeper (Anm. zu »Dichtung und Wahrheit« 3, 285) und v. Biedermann (Archiv für Literaturgeschichte 7, 534 ff.) sind unabhängig zu der Vermuthung gelangt, Goethes Strassburger Tanzlehrer sei in dem von H. L. Wagner die Kindermörderinn S. 17 ver-

ewigten excellent maître Sauveur zu finden (vgl. meinen H. L. W.² S. 154). Goethes Anonymus »schien nicht viele Kunden zu haben« (D. u. W. 2, 162) — Sauveur (a. a. O. S. 18) hat »immer so viel mit Grafen und Baronen zu thun«. Doch das bei Seite! Es ist ganz gleichgültig.

Ich gestehe, dass mich der Zweifel an der Zuverlässigkeit dieser Taufe sogar bis zum »beherzten ἀπιστήν« geführt hat, zu der Frage nämlich, ob der Dichter die Episode nicht vielleicht nur erfunden habe in der künstlerischen Absicht der heiter anhebenden und elegisch resignirt schliessenden Sesenheimer Idylle leidenschaftlicher Liebeswirren vorauszuschicken. Der Contrast der beiden Schwesternpaare, des französischen städtischen und des deutschen ländlichen, das Kartenschlagen, der vordeutende, in der Erzählung der Friederikeliebe wieder aufgenommene Zug, dass »Lucinde« beim Abschied nach einer stürmischen Umarmung die Lippen verwünscht, die Goethe nach den ihrigen küssen werde, sind so weise berechnete dichterische Meisterstücke, dass ihnen niemand die volle Realität im gewöhnlichen platten Sinne zuerkennen wird. Aber das »beherzte ἀπιστήν« konnte doch nur eine flüchtige Anwandlung sein. Die Geschichte der beiden Schwestern in den allgemeinen Umrissen ist gewiss ein Goethesches Erlebniss und auch den ungläubigsten Thomas müsste folgende, seltsamer Weise noch nie in diesen Zusammenhang gezogene Stelle, aus dem ersten Brief Werthers an Wilhelm bekehren. (D. j. G. 3, 233 f.)

»Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein Herz wie das meine zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig! Konnt ich dafür, dass, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir einen angenehmen Unterhalt verschafften, dass eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete! Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab ich mich nicht an denen ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergötzt! Hab ich nicht — o was ist der Mensch, dass er über sich klagen darf!«

Die Umformung des Erlebten im Schmelztiegel der Poesie genauer zu prüfen, gestattet auch die Anspielung im Werther nicht. Soll aber die Familie durchaus Sauveur heissen, so darf v. Biedermann wenigstens nicht so zuversichtlich »Lucinde Sauveur« in den Reigen der Frauengestalten aus Goethes Jugend rufen. »Die arme Leonore« heisst die verschmähte Schöne in dem Romane, wo Lotte als Lotte und Friederike,

sehr verblasst freilich, als Friederike erscheint. Doch möge auch hier, wenn nicht das »beherzte ἀπιστεῖν«, so doch die Skepsis walten.

ERICH SCHMIDT.

22. *Goethe und Swedenborg.* Um Beziehungen zwischen Goethe und Swedenborg aufzusuchen, ging ich Swedenborgs 1758 lateinisch erschienene Schrift »Vom Himmel, der Geisterwelt und der Hölle« in der 1784 erschienenen deutschen Übersetzung durch. Dann auch Lappenberg: Reliquien der S. C. v. Klettenberg, 1849. Denn da Goethe mit dieser Freundin mystische und magische Studien trieb, dachte ich, es werde von Lappenberg auch der Geisterseher Swedenborg genannt. Nun bringt Lappenberg sechs Abhandlungen der Klettenberg. Die letzte, sechste verdankt Lappenberg »den durch Herrn von Bethman-Holweg freundlichst veranlassten Mittheilungen des Herrn Prof. A. Nicolovius, dessen Vater G. H. L. Nicolovius ihn von der Frau Rath Goethe erhalten hatte«. Er lag ihm »Handschriftlich« vor, überschrieben »Von dem himmel und der himmlischen Freude; mitgetheilt aus den hinterlassenen Papieren der Frl. v. Klettenberg«. Dieser Aufsatz ist aber nichts als die Übersetzung einer Abhandlung »De coelo et gaudio coelesti«, aus Swedenborgs Arcana coelestia. Sie umfasst hier die §§ 449--459 zu Anfang des Kapitels V., und §§ 537--546 am Schluss dieses Kapitels; ferner §§ 547--553 zu Anfang des Kapitels VI. Die Gleichheit des Ausdrucks und der Gedanken des Aufsatzes bei Lappenberg mit denen von Swedenborgs Geisterreich etc. liess mich bald die Identität von Abschnitten hier wie dort erkennen. Aber hier fehlten verschiedene Abschnitte, die Reihenfolge war eine andere als dort, so blieb die Möglichkeit, der Aufsatz bei Lappenberg sei eine selbständige Zusammenstellung und Erweiterung Swedenborg'scher Paragraphen. Eine Anmerkung in Swedenborgs Geisterreich liess mich endlich die Arcana coelestia nachschlagen, und da ergab sich, dass der Aufsatz bei Lappenberg eine paragraphenweise Übersetzung aus Swedenborg ist. Bezeichnet man die Arcana mit A, Swedenborgs Geisterreich mit G, Lappenbergs Aufsatz mit L und versieht man die bei ihnen unnummerirten Abschnitte mit fortlaufenden Zahlen, so entspricht:

- L. S. 75 Absch. 1: Was der Himmel und die
himmlische Freude sei . = A. 449 = G. 395.
L. S. 75 » 2: Einige welche in der Welt
erleuchtet. = A. 450; fehlt in G.

- L. S. 76 Absch. 3: Es hat ein Gewisser, der bei Leibes Leben sehr mächtig war = A. 451 = G. 407.
- L. S. 77 » 4: Ich redete mit Geistern, welche meinten, die himmlische Freude bestehe darin, der Grösste zu sein = A. 452 = G. 408.
- L. S. 77 » 5: Einige haben so groben Begriff zu meinen, der Himmel sei eine Audienz = A. 453; fehlt in G.
- L. S. 77 » 6: Einige meinten, er sei müthiges Leben = A. 454 = G. 403.
- und so fort, bis zum Schluss:
- L. S. 91 » 26: Weil der ganze Himmel sich auf den Herrn bezieht = A. 551; fehlt i. G.
- L. S. 91 » 27: Dass alle Freude im Himmel allein vom Herrn sei = A. 552; fehlt i. G.
- L. S. 92 » 28: Welche in der Liebe untereinander sind = A. 553 = G. 414.

Lappenbergs »Reliquien«, welche längst eine neue Auflage verdient hätten, erschienen 1849. Ein Aufsatz von K. Meinhof über S. C. v. Klettenberg und ihre Freunde, in Luthardts Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben, 1881 S. 424 ff. zeigt, dass der Irrthum über den Ursprung des fraglichen Aufsatzes noch nicht bekannt ist. Lappenberg sagt zwar, der Aufsatz setze die Bekanntschaft mit Swedenborg voraus, aber er, und sich anschliessend Meinhof, betrachten ihn als wahrsten innersten Ausdruck der »schönen Seele«. Lappenberg nennt ihn sogar »den Ausdruck des lieblich reinsten, wahrhaft englischen Gemüths, welches doch auch in seiner überirdischen Phantasie ein verständiges und zierliches Mass nicht überschreitet«. Schwerlich hätte er ihn so beurtheilt, wenn er gewusst, von wem er ist. Indess im Hinblick auf anderweitige Phantastereien Swedenborgs muss man bei diesem Aufsatz in der That von Mass und Ziel und Gemüth reden.

Wir vermuthen nun im Hinblick auf den Styl dieser Übersetzung, im Vergleich zu dem in den wirklichen Aufsätzen der Klettenberg und zu dem der deutschen Übersetzung in Swedenborgs Geisterreich, dass die Übersetzung überhaupt nicht von der Klettenberg ist, sondern von ihrem sprachgewandten Freunde Goethe, der zur Übersetzung veranlasst

worden sein kann, als er für seinen Faust'chen Himmel Swedenborgs Arcana coelestia durchsuchte. Auffallend freilich bleibt, dass Goethe, welcher schon 1772 von Swedenborg »dem gewürdigten Seher unserer Zeit« spricht und noch im Alter Aussprüche von ihm im Munde führt, in seinen Werken so schweigsam über ihn ist.

I. WEIS.

23. *Zu Goethes Theaterbriefen.* Von meinem hochverehrten Freund, Herrn Senator Culemann in Hannover, erhielt ich vor einiger Zeit die Erlaubniss, die in seinem Besitz befindlichen sogenannten Theaterbriefe Goethes einsehen und mit dem Drucke vergleichen zu können. Mir war anfänglich nur die Ausgabe von Dietmar (Theater-Briefe von Goethe und freundschaftliche Briefe von Jean Paul, Berlin 1835) zur Hand, ich überzeugte mich aber bald, dass die Briefe Goethes hier aus dem von Gubitz herausgegebenen »Gesellschafter« von 1832 Nr. 107—117 einfach abgedruckt worden sind. Bei der Vergleichung mit den Originalen stellte sich nun als überraschendes Ergebniss heraus, dass Gubitz — der wohl im persönlichen Verkehr mit Schauspielern schlechte Erfahrungen gemacht hatte — bisweilen ganze Sätze und Perioden eingeschoben hatte, Goethen somit harte Ausserungen über den Schauspielerstand und das Publikum in den Mund gelegt hat, die derselbe niemals gethan. Einmal freilich ist Gubitz auch prüde gewesen und hat (in Brief 37) Goethes derben Ausdruck »Prügel« in das zahmere »Schläge« verwandelt. Folgendes ist also in den Ausgaben zu streichen:

In Brief 2 am Schluss: »Nachgiebigkeit macht immer alle Mühe und Arbeit halb verloren«. Diese Worte hatte Gubitz sogar in dem Original hinzugefügt, später sie dann ausradirt. Sie sind aber noch gut erkennbar. Alle anderen ferneren Einfügungen sind von Gubitz nicht dem Original eingefügt, also wohl erst bei der Correctur hinzugethan.

In Brief 4, erster Absatz: »Bei Schauspielern muss man in der Ordnung streng am Buchstaben halten; sie sind Meister in Ausflüchten«.

In Brief 10, dritter Absatz: »Und solche Plaudereien und Mittheilungen schaden den Werken und dem Interesse; das gewöhnliche Publikum liebt nur das Neue, und an der ganzen Poesie und Kunst eben nichts als das Neue. Auf diesen Sinn muss man rechnen, bis sich ein besserer festsetzt«.

In Brief 12, zweiter Absatz: »und ich bin nicht Willens, der Schauspieler-Eitelkeit Vorschub zu leisten«.

In Brief 16, zweiter Absatz: »und ein Wagen auf gut Glück ist hier sehr bedenklich«.

In Brief 21 schrieb Goethe nicht: »Es ist eine entsetzliche Sache um den Schauspieler Egoismus«, sondern nur »Es — — um den Egoismus«.

Sonstige Abweichungen des gedruckten Textes von dem der Originale hier zu notiren, würde keinen Zweck haben, und beschränke ich mich auf die Angabe, dass im Datum des ersten Briefes: 21. August, in dem des siebenunddreissigsten 2. November zu lesen ist, sowie dass der achtundzwanzigste Brief nicht aus Jena sondern aus Weimar geschrieben ist.

W. ARNDT.

24. *Goethe und die Glyptik.* So mächtig das Ringen des jugendlichen Goethe nach Licht in der deutschen *Literatur* war, eben so mächtig drängte es seinen universal angelegten Geist nach Klarheit in der *Kunst*. Die erste äussere Anregung gab schon früh der Verkehr mit Künstlern im väterlichen Hause. Und als der Jüngling im Jahre 1765, sechzehnjährig, die Universität Leipzig bezog, da drängte es ihn an Oeser, der ganz der Mann war, ihn zur Einsicht in die Kunst einzuführen, der ihm — dessen Ziel es doch, wenn er auch zeichnete und radirte, nicht gewesen, sich zum praktischen Künstler auszubilden — der ihm die »Begriffe von den Gestalten« gab, die er in sich lebendig lassen werden sollte, der ihn an den Unterhaltungen mit Fachmännern bei Betrachtung von Kunstwerken theilnehmen liess, der ihn auf das hohe Kunstleben Winkelmanns in Italien aufmerksam machte. Lessings »Laokoon« und der Besuch der Gallerie in Dresden kamen nachhaltig wirkend dazu.

Bald war der Jüngling Goethe zu Leipzig auch in die reiche kleine Wunderwelt der *glyptischen Kunst* mit ihren grossen Beziehungen und Schätzen eingedrungen.

Oeser lenkte seine Aufmerksamkeit auf Lipperts Bemühungen (Werke, Hempel 21, S. 93, 94); auch im Breitkopf'schen Hause fand Goethe Anregung zu derartigen Studien (das. S. 104).

In den *Besitz* einer Gemme scheint Goethe damals noch nicht gekommen zu sein, wenigstens hat er in den ersten 70^{er} Jahren des Jahrhunderts noch nicht mit einer solchen gesiegelt, wie er es später öfters that (s. darüber Kestners »Goethe und Werther«, S. 18).

Goethe siegelte ferner mit einem geflügelten Amor (vgl. Goethe-Jahrbuch II., 244); mit einem schönen männlichen

Kopf (ebenda, II., 256). Auch weist die Rückseite der zweiten Ausgabe der Bovy'schen Goethe-Medaille vom Jahre 1831 (vgl. mein Werk »Die Goethe-Bildnisse« Wien 1881, Braumüller, No. LXXXIII) die Nachbildung eines geschnittenen Steines, mit welchem Goethe oft zu siegeln pflegte und der eine symbolische, auf seine »Befreundung mit der organischen Natur hindeutende« Darstellung zeigt.

Während des bedeutsamen, »seine Bildung zur Meisterschaft vollendenden« Aufenthaltes in Italien (1786—88) hat er eben auch dieses reizvolle Kunstfeld nicht aus dem Auge verloren, wie es ja natürlich und selbstverständlich war. Dies bezeugt sein Brief vom 20. Januar 1787 an den Herzog Karl August. Schon am 10. Januar 1787 hatte er aus Rom geschrieben: »Einen hübschen *geschnittenen Stein* lege ich bei, ein Löwchen, dem eine Bremse vor der Nase schnurrt. Die Alten liebten diesen Gegenstand und haben ihn oft wiederholt. Ich wünsche, dass Ihr damit künftig Eure Briefe siegelt, damit durch diese Kleinigkeit eine Art von Kunst-Echo von Euch zu mir herüberschalle«. (Werke, Hempel, XXIV., 148—49). — Am 25. Juli 1787 notirt er, dass er die Gemmensammlung des Prinzen von Piombino gesehen. (Das. S. 369, 377—78, 834.) — Im Sept. 1787 berichtet er, dass er eine Sammlung von zweihundert der besten Antiken-Gemmen-Abdrücke gekauft (a. a. O. S. 398, 399, vgl. das. S. 405) und erzählt noch in demselben Monat von seiner Beschäftigung, Pasten zu fabriciren (S. 408). Auch die damalige Correspondenz mit dem Herzog Karl August ist voll von solchen Notizen. Wichtige Stellen über seine Einkäufe 28. Sept., 7. Dez. 1787, 16. Febr. 1788, das. S. 931, vgl. an Fritz Stein das. S. 933, Briefwechsel mit Karl August I., 85 fg., 95 fg. Die in dem Briefe an Stein erwähnte Gemme (ein sogenanntes »Symplegma«) ist ein Onyx von drei Lagen, sehr schön gearbeitet. Vgl. Schuchardt »Goethes Sammlungen« II., S. 7, Nr. 42.

Auf Veranlassung Goethes hatte sich der nachmalige Grossh.-Sachsen-Weimar'sche Hofmedailleur und Edelsteinschneider Friedrich Wilhelm *Facius* (geb. 1764 zu Greitz im Voigtland, gest. 1843 zu Weimar) auch der *Glyptik* zugewendet und diese delikate Kunst bei *Tettelbach* in Dresden erlernt. — Schon am 10. Juli 1789 hat Goethe an den Herzog Karl August von den Hoffnungen geschrieben, die er auf den jungen Facius setze und bemerkt am 17. Mai 1791: » . . wenn Alles geht, wie ich denke, soll der Name $\Phi\Lambda\text{K}\text{I}\text{O}\Sigma$ (Facius) einmal mit dem Namen $\text{П}\text{И}\text{Х}\text{А}\text{Е}\text{Р}$ (Pichler) wetteifern«. (»Briefwechsel« I., 151 und 169.)

Vorher, am 28. Februar 1790 suchte er den Herzog zu veranlassen, Schwefelabgüsse von dem königlichen Gemmen-Cabinet (in Berlin) zu erhalten. (»Briefwechsel« I., 161.)

Im Jahre 1792, nach dem »überstandenen« Feldzug, kam Goethe auf einer »froheren Rheinfahrt« nach Münster, um die ihm von früher her bekannte Fürstin Amalie von Galizin zu besuchen. In seiner »Campagne in Frankreich« (Hempel, S. 154—161) berichtet Goethe ausführlich von dem dortigen Aufenthalte, woselbst (wie Goethe in seinem zuerst in »Über Kunst und Alterthum« IV. Bd., 1. Hft. 1823 erschienenen Aufsatz »Hemsterhuis - Galizinische Gemmensammlung« — Hempel 28, S. 444 — erzählt) »eine von Hemsterhuis hinterlassene *Gemmensammlung* den geistig ästhetischen Mittelpunkt verlieh, um welchen sich Freunde, übrigens im Denken und Empfinden nicht ganz übereinstimmend, mehrere Tage gern vereinten«. —

In »Winckelmann« 1805 (Hempel 28, S. 216 fg.), macht Goethe auf den Gewinn aufmerksam, den Winckelmann aus der Benutzung der Stosch'schen Gemmensammlung ziehe; die Bemerkungen daselbst über die Glyptik des 17. Jahrhunderts und die Urtheile über die vorzüglichsten Glyptiker des 18. Jahrhunderts, über Flavio Sirletti, Lorenz Natter, J. Pichler, Marchant, Hecker, Cades, Amastini, sind gewiss gleichfalls unter Goethes Antheilnahme geschrieben.

Fernere Notizen über Gemmen finden sich in dem Briefe an Heinrich Meyer, 1. Dez. 1807 (Briefe hgg. von Riemer S. 81) und 8. Juli 1817 (Goethe-Jahrbuch II. 282), an Frau v. Eybenberg (das. S. 261); das 5strophige Gedicht: »Erklärung einer antiken Gemme: Es steht ein junger Feigenstock« steht seit 1815 in Goethes Werken.

In seinen 1818 in »Über Kunst und Alterthum« erschienenen Arbeiten über »Philostrats Gemälde« führt Goethe die antike Gemme: »*Orpheus*, entsetzt sich, jenem Zauberlehrling ähnlich, vor der Menge von Thieren, die er herangezogen«, mit der Bemerkung an: »Ein unschätzbare Gedanke, für den engen Raum des geschnittenen Steines geeignet«.

Am 18. Januar 1819 schrieb Goethe aus Weimar an Zelter: » . . Meine Sammlung von Bronzen hat eine lehrreiche Vermehrung erhalten, sowie auch die *geschnittenen Steine*«. (Briefwechsel, III. 9).

Im Jahre 1820 führt er in den »Tag- und Jahresheften« (Hempel XXVII. 254) einen von Facius gefundenen *geschnittenen Chalcedon* an, »worauf ein Obelisk mit allerlei nicht ägyptischen Zeichen, ein knieend Betender an der einen, ein stehend

Opfernder an der andern Seite, von leidlicher Arbeit«. — Ebenda (S. 286) notirt Goethe vom Jahre 1822: eine Gemme die er *Tischbein* verdankt.

Im Januar 1820 kaufte Goethe 600 *Abgüsse der florentinischen Gemmensammlung* um den Preis von 15 Ducaten in Gold. Vgl. Brief vom 1. Febr. 1820 an Fritz Schlosser: »Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlass«. (S. 82—83.)

An den schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem Dichter fortgesetzt in freundschaftlicher Berührung gestandenen Bremenser Medicinalrath Dr. Nicolaus Meyer — der vielfach Alterthümer sammelte und auch gelegentlich dem Freunde in Weimar verehrte — schrieb Goethe aus Weimar am 18. Juni 1823 über einen *geschnittenen Stein* aus der römischen obgleich spätern Zeit, worauf eine Medea dargestellt war. (»Briefe an Nicolaus Meyer«. Leipzig 1856. S. 39) — Nicolaus Meyer hatte jedoch noch mehrere *Ringe mit Gemmen* zur Ansicht und Beurtheilung an Goethe gesendet, welche Goethe am 7. Mai 1826 zurückzuschicken versprach. Unter den im Juni 1826 an Nicolaus Meyer gesendeten verschiedenen Sachen befand sich auch ein Schächtelchen mit zurückfolgenden 6 Ringen (vgl. a. a. O., S. 46), über welche Goethe in dem Schreiben an denselben, 30. Juni 1826, ausführlich handelt. Vgl. ferner in demselben Briefwechsel S. 54, 59, 114.

Im 3. Heft des IV. Bds. von »Über Kunst und Alterthum«, vom Jahre 1824, bespricht Goethe De Jonges im Jahre vorher in Haag erschienene Beschreibung des Cabinets der Medaillen und der *geschnittenen Steine* des Königs der Niederlande. (Hempels Ausg. XXVIII. 447—451). In dies Cabinet war die Hemsterhuis-Galizin'sche Gemmensammlung gelangt. Goethe nennt letztere hier nachdrücklich »eine herrliche Sammlung tiefgeschnittener Steine, mit Sorgfalt vereinigt durch den vorzüglichen *Franz Hemsterhuis* . . . sie ist merkwürdiger durch das Verdienst, als durch die Menge der Steine, aus denen sie besteht. Man findet darin Arbeiten des ersten Rangs, einen *Dioskorides*, *Aulus*, *Gnajus*, *Hyllus*, *Nikomachus*, *Hellen*, und mehrere andere Meistertücke berühmter Künstler des Alterthums«¹. Der ganze Aufsatz ist voll von hoher und

¹ Die neuere Forschung will zwar die Ächtheit der meisten der hier angeführten Gemmen mit Künstlernamen dieser Sammlung bestreiten; so ist der angebliche Augustuskopf von *Dioskorides* (De Jonge, S. 169, No. 16; Lippert II., 580) wahrscheinlich eine Arbeit des *Flavio Sirletti* (gest. um 1737); ferner: es ist nicht gewiss, ob ein Stück dieser Samm-

begeisterter Würdigung der Werke der glyptischen Kunst, sowie der Besitzer von kleinen Sammlungen derselben, die aber doch in grössere Mittelpunkte, in öffentliche Anstalten oder zugängliche fürstliche Cabinetes zusammenfliessen sollen, wo sie erst geeignet sein werden, »die höchsten Zwecke in allem Umfang zu erreichen«.

Im Jahre 1828 schrieb Goethe über das 1827 erschienene, nach *Winckelmanns* »Description des pierres gravées du Feu Baron de Stosch«, Florence 1749, angefertigte »*Verzeichniss der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin*«. (vgl. »Über Kunst und Alterthum«, VI. Bd., 2. Hft., 1828. — »Goethes nachgelassene Werke«, IV. Bd., 1832, S. 72 u. f. — Hempel XXVIII. S. 441—443). Goethe tritt dabei, im hohen Alter, wie einst in der frühen Jugend, für die Bedeutung der Glyptik aufs lebhafteste ein.

Es wird in dem Aufsatz noch des Gründers dieser Sammlung, Philipp von Stosch, gedacht, das Schicksal derselben kurz erzählt, und es werden die Nachbildungen erwähnt und angepriesen.

Die Absicht Goethes ging dahin, eine noch weitere Ausführung über die bedeutende, reichhaltige Sammlung diesem Aufsätze anzuschliessen, was aus dem *Schema* hervorgeht, welches in seinen Papieren demselben beilag.

Der in den vorhergehenden, bis jetzt noch nicht zusammengefassten Nachweisungen aus Goethes Schriften und aus der Goethe-Literatur konstatirte Antheil des Dichters an der ebenso reizvollen als wichtigen *glyptischen Kunst* stellt sich durch seine verständnissvolle Würdigung der Werke derselben — vom höchsten Standpunkte aus — und durch die begeisterte Liebe für dieses »bedeutende Kunstfach« — wie er es vollberechtigt nennt — als ein ungemein tiefer und nachhaltig fruchtbarer heraus.

Wir sehen Goethe schon als Jüngling eine lebendige Vorliebe für die trefflichen, belehrenden, das ganze Alterthum in geschichtlicher und in Kultur-Beziehung umschliessenden Nachbildungen der vorzüglichsten Gemmen fassen: wir sehen

lung wirklich den angegebenen Namen enthält, nämlich die antike Paste mit einer sitzenden Pallas, das Medusenhaupt betrachtend, bezeichnet . . . *AAOT*, (De Jonge, S. 143, No. 8), angeblich von *Hyllas*; oder, es ist zweifelhaft, ob es wirklich Namen von Glyptikern sind, wie bei *Aulus*, *Gnajus*, *Hellen*; oder, es ist bestimmt gar kein Glyptikernamen, wie *Nikomachus*. (Vgl. »Geschichte der griechischen Künstler«. Von Dr. *Heinrich Brunn*. Stuttg. 1859. II., 2, S. 487, 513 u. s. w.)

sein leibliches und geistiges Auge sinnend und sinnig daran haften und aus den tiefgehenden Betrachtungen die Principien dieser Kunst ziehen; wir sehen ihn, bei unbefangenster Auffassung der wichtigen Sache, lebhaft Propaganda für dies preciose, in jedem Sinne werthvolle Kunstbereich der geschnittenen edlen Steine machen; er spornt dann später begabte Jünger mit feingeistigem Blicke drängend an, sich dieser seltenen Kunst zu weihen, wozu er eifrig Mittel und Wege schafft; er sucht selbst in den Besitz solcher kostbaren Werke der eigenen Begabung, der emsigsten Übung und der unsäglichen Geduld zu gelangen; er müht sich, Andere zu bestimmen, für ihn selbst Uerschwingliches von derartigen Schätzen zu erwerben; er wirkt noch als Greis durch Rede und Schrift, durch entschieden eintretende Anzeige und Besprechung hervorragender Sammlungen von Gemmen, mit niemals nachlassender Kraft, für diese reichste Quelle des Nutzens und des Genusses.

Nicht nur der eigenthümliche Reiz dieser — in unserer Zeit leider nur mehr in unkünstlerischer Weise meist fabrikmässig betriebenen Kunst fesselt ihn, welcher Reiz theils im preciosen Material liegt, theils in der erstaunlichen, kaum menschenmöglich zu denkenden Art, in so kleinen Raumverhältnissen so Vollendetes im technischen und im künstlerischen Sinne geistvoll zu gestalten, theils aber auch in der Bewunderung der zauberhaften Wirkung des flachen Reliefs — sozusagen —, wodurch sich die glyptische Arbeit in ganz eigenthümlicher Weise von der des Bas-Reliefs unterscheidet, und welche Wirkung bei Intaglien durch das Spiel der Schatten im Bewegten und bei Cameen durch das Spiel der Lichter in den durchscheinend-glänzenden verschiedenfarbigen Lagen sich geltend macht; nicht nur diese *äusseren*, entzückensbringenden Momente fesseln ihn, — er fühlt sich hauptsächlich auch durch den weittragenden, im *Geiste* liegenden Umstand und durch die tiefanregende Thatsache dabei gefangen genommen und für diesen Kunstbereich bleibend festgehalten, dass in keiner Sphäre der Kunst das ganze Leben des Alterthums uns so reich, wie in dieser — eine ganze Welt erschliessend und in die Kunst in ihrer höchsten Blüthe einführend —, und sogar sonst Verlorengegangenes bietend, als Zeugniß wunderbarsten Schaffens glücklich erhalten ist.

Die glyptische Kunst mit ihrer weitreichenden Belehrung durch die reizvollste Darbietung der ganzen antiken Welt, mit ihrer delikaten, durchgeistigten Formung im preciosen, Auge und Herz erfreuenden Material, mit ihrem Schicksal

der Seltenheit der künstlerischen Ausübung derselben in den Zeiten der höchsten Kultur, sowie des Verständnisses für dieselbe, war so recht eine Sphäre für den Genius des auch zur tiefsten und weitesten Durchdringung des Kunstbereiches prädestinierten Dichterstürzen Goethe.

Und die Welt fühlt wohl für immer die fruchtbare Wirkung davon!

Es erübrigt noch, die *Gemmen Goethes* und die *Goethe-Gemmen* zu erwähnen.

Betreffs der ersteren ist auf *Christian Schuchardts* Werk »Goethe's Sammlungen«, 3 Bde., Jena 1848—49, hinzuweisen, in welchem — im II. Bd., S. 3—8 — die von Goethe gesammelten *geschnittenen Steine*, und S. 344—47 (No. 270—307) die *Gemmen-Pasten* seiner glyptischen Sammlung verzeichnet sind.

Hinsichtlich der *Goethe darstellenden Gemmen* sei auf mein Werk »Die Goethe-Bildnisse«, Wien 1881—82, gewiesen, welches die den Dichter durch die glyptische Kunst verherrlichenden Darstellungen — unter No. XXXVI. (geschnitten von *Höckner?*, um 1789), No. LXVIII. (Intaglie von *Philipp Hirsch*, um 1820), No. LXXXI. (Camee von *Amatini*, 1824), No. LXXXIV. (geschnitten von *Johann Karl Fischer*, 1825), No. LXXXVII. (Intaglie von *Karl Friedrich Voigt*, um 1825) und No. XCVIII. (Intaglie von *Friedrich Wilhelm Facius*, um 1827) — sowohl beschreibt, als auch in Abbildung bringt.

HERMANN ROLLETT.

25. *Zu Goethes erstem und zweitem Aufenthalt in Schwaben.*

1775. Schubart schreibt aus Ulm, wo er damals seine Deutsche Chronik herausgab, am 17. November 1775 an seinen Bruder, Stadtschreiber in Aalen: »Die vortrefflichen Grafen Stolberg waren auch hier, ich war immer bei ihnen — o das sind Dir Leute. Narr, greinen möcht' ich, wann ich nur an sie denk. Goethe war auch hier — ein Genie, gross und schrecklich wie's Riesengebirg; Klinger war bei ihm — unser Shakespear. Die Kerls haben mich alle liebgewonnen«. (Strauss, *Gesammelte Schriften* VIII., 223.)

Dieser Besuch des 26jährigen Goethe in der schwäbischen Reichsstadt Ulm im Juli 1775 wird von den Biographen theils übergangen, theils mit einem Fragezeichen versehen, und in der neuesten Schrift über Klinger wird geradezu behauptet, Schubart habe mit der Erwähnung Goethes seinem Bruder

gegenüber einfach geflunkert. Der Beweis, der für dieses Verdikt geführt wird, hat immerhin noch manche Lücken, und so möchte ich vorerst fast noch annehmen, dass Schubart, dessen arme Gattin Goethe bei seinem Stuttgarter Aufenthalt im Dezember 1779 »ihre Aufwartung machen« wollte (a. a. O. I., 301), den von ihm dithyrambisch gepriesenen jungen Dichter nicht zum ersten und einzigenmal im Kerker auf Hohenasperg (s. unten) gesehen hat.

1779. In einem »Meine Dienstjahre« überschriebenen Aufsatz, welchen der frühere Herzoglich Württembergische Hof- und Domänenrath Georg Hartmann in Stuttgart 1806 als 75jähriger Greis niedergeschrieben hat, ist zu lesen:

»Im Jahr 1780« — es war noch im Dezember 1779 — »wurde der regierende Herzog Karl August von Sachsen-Weimar mit seinem Freund, dem Geheimenrath von Goethe, auf einer unter fremdem Namen durch die Schweiz unternommenen Reise von Lavater in Zürich an mich adressirt, um sie mit den hiesigen Merkwürdigkeiten, besonders der hohen Karlsschule, bekannt zu machen, ohne sich zu erkennen geben zu müssen. Aber um ihre Absichten ganz zu erreichen, konnten sie um so weniger unerkant bleiben, als sie nach öffentlichen Blättern schon in der Schweiz erkannt worden waren. Herzog Karl hatte diesen ihren hiesigen Aufenthalt und ihre Adresse an mich nicht so bald erfahren, als er sie durch einen Kammerherrn an den Hof einladen liess, sie in ihrem Gasthof selbst besuchte und diese Einladung wiederholte, um, wie er sagte, dem Herzog die Ehre zu erweisen, die er ihm als Fürsten und Agnaten schuldig sei. Nachdem aber der Herzog von Weimar die Ablegung des Inkognito und damit alle öffentlichen Ehrenbezeugungen sich verbeten hatte und der Herzog (von Württemberg) gleichwol alles unter dieser Bedingung Mögliche thun wollte, giengen nun alle Anstalten hiezu durch mich. Ich musste mich alle Tage bei den beiden Herzogen einfinden und hatte alle dem fremden Herzog und seinem Gesellschafter von Goethe gemachten Vergnügen mitzugeniessen. Ich war täglich um sie, ihr Gast und Begleiter in die Akademie, ins Schauspielhaus, auf die in der Gegend der Solitude ihnen angewiesene Jagd, nach Ludwigsburg, nach Hohenasperg zu Schubart, nach Kornwestheim zu Pfarrer Hahn etc. und ich wurde auch an die ihnen zu Ehren im Palais der Herzogin Franziska gegebene grosse Tafel mit zugezogen. Nur nach Hohenheim wurden sie vom Herzog und der Herzogin im fürstlichen Wagen allein begleitet«.

Diese Aufzeichnung meines Urgrossvaters wird ergänzt durch eine Nachricht in der Biographie seines Oheims, des Waisenhaus-Schullehrers Israel Hartmann in Ludwigsburg, des Vaters eines seiner Zeit viel versprechenden jungen Schriftstellers, Gottlob David Hartmann (1752—1775). Da die genannte Biographie in einer wenig verbreiteten Zeitschrift: Basler Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit vom Jahre 1842 niedergelegt und auch der Auszug daraus: Israel Hartmann. Von J. Volkening. Bielefeld 1851, nur wenigen Goethefreunden bekannt geworden sein wird, theile ich folgendes daraus mit:

Am Neujahr 1780 schrieb Israel Hartmann an die bekannte Elise von der Recke: »Denken Sie, den 13. Dezember 1779 gieng ich nach Stuttgart und traf bei meinem Vetter (richtiger: Neffen) den Hn. Geheimerath Goethe von Weimar, der eben von Zürich gekommen war. Über eine Stunde sprach ich mit ihm. Er sagte von Lavaters unermüdeter Wirksamkeit. Wenn der Tag 24 Stunden hätte, er wirkte an Einem fort. Am 15. kam Goethe auch mit seinem Herzog nach Ludwigsburg und noch des Nachts auch in mein Waisenhaus. In meiner Schule stellte er mich (wohl am 16.) dem Herzog vor, als des verstorbenen Professor Hartmanns Vater. Goethe freute sich über meinen kleinen Immanuel Israel, von dem er meinte, er habe einen Professorkopf«. Dazu aus Hartmanns Tagebuch: »Wir redeten von Hahn und seinen Werken¹. Goethe war sehr begierig, Hahn zu sehen und zu sprechen. Beim Abschied war er herzlich, bot mir, da ich ihm die Hand küsste, das Gesicht, küsste mich — ich ihn. Ich segnete ihn im Herzen«. (Basler Samml. S. 377.)

J. HARTMANN.

26. *Kilian Brustfleck.*

1) R. M. Werner theilt mir mit, dass der frühere Kanonist Bachmann in Wien stets als die unbestimmte Beispielsperson den Kilian Brustfleck anzuführen pflegte. In Süddeutschland habe Kilian Brustfleck gewiss nicht zu den stehenden komischen Figuren gehört; bei Prehauser finde sich keine Spur von ihm.

L. G.

¹ Der in den frommen Kreisen seiner Heimat als ascetischer Schriftsteller heute noch geschätzte Pfarrer Philipp Matthäus Hahn verfertigte astronomische Uhren, erfand eine Waage etc. Vgl. Allgem. Deutsche Biogr. X., 372.

2) Freiherr W. von Maltzahn besitzt ein aus 8 unpaginirten Blättern bestehendes, im vorigen, wenn nicht erst in diesem Jahrhundert gedrucktes Volksbuch, betitelt:

Kilian Brust-Fleck Kurzweiliges Würfel-Spiel. Dieses ist gar gespässig gleich dem Glücks-Rath, und thut die Wahrheit nit spahren. Zum 1. werfen die Jungfrauen. 2. Die Frauen. 3. Die Mägde. 4. Die Gesellen. 5. Die Männer. Dieses Spiel wird mit 2 Würfel geworfen, und hernach das Loss dessen so geworfen hat, nachgesehen (zum Exempel) eine Jungfrau wirft 3. so schau bey der Jungf. nach. (Holzstock: Rad in einem Schild). Gedruckt in diesem Jahr. 8°. (Eine andere Ausgabe von Hartwig beschrieben Arch. f. Litgesch. X. S. 448.)

Es enthält dieser Bogen nichts anders, als was der erste Bogen des von mir in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur XX. 126 beschriebenen »Lust- Scherz- und Würfel-Büchlein« enthält.

In dem »Katalog der Bibliothek aus dem Nachlasse des Herrn Franz Haydinger«, I. Abtheilung, 2. Hälfte, (Wien 1876). ist verzeichnet (No. 325):

Schnacken, Schnuren, lustige Schwänke und Einfälle des weltbekannten *Kilian Brustflecks*, welche er im Wirthshause zu Gablitz öfter zu erzählen pflegte. Nürnberg 1801. 8. Mit 1 Kupfer.

R. KÖHLER.

27. *Aus einer Zeitschrift der Sturm- und Drangperiode.* »Potpurri für die Damen. Eine Wochenschrift. Erster Band. Anspach, bey Benedict Friederich Hau Eisen, Commerciens-Commissarius und privilegirten Hof-Buchhändler.« 1774. Achstes Stück, den 22. December 1774. S. 127:

Da nach dem allgemeinen Beyfall, den die *Leiden des jungen Werthers* erhalten haben, zu besorgen ist, dass verschiedene unserer jungen, feurigen, verliebten und melancholischen Schriftsteller auf den Gedanken kommen dürften, uns mit ähnlichen Begebenheiten unterhalten zu wollen; diese Art Schriften aber, wie es schon verschiedene *weise* und *fromme* Männer in ihren gelehrten Zeitungen gründlich dargethan haben, wahre Irrlichter sind, die uns in lauter Sumpfen und Morästen herumführen; so wollen wir uns also mit diesen Gelehrten vereinigen, diesem zu besorgenden Unheil abzuwehren. Wir ermahnen also jeden, den dieser unselige Einfall anwandeln möchte, sich zu erinnern, dass er ein Christ sey; niemanden also umbringen zu lassen, und das Blut seiner Nebenmenschen zu schonen.

Ferner, da wir in einem ziemlich kalten Klima, auch in einem sehr kalten Zeitalter leben, keine so heftige Leidenschaften in den Herzen seiner *Ritter* und seiner *Donnen* anzufachen; sondern vollkommen der Natur getreu fade Jünglinge, thörichte Greisse, eitle Coquette, ganz selten aber sanfte und zärtliche Mädchen zu schildern; endlich auch mit grosser Vorsicht die vom Verfasser der *Leiden des jungen Werthers* gebrauchte Sprache nachzuahmen, und zu beherzigen, dass sie eben um desto schwerer sey, je natürlicher sie aussiehet, und dass man ein grosser Meister in der Kunst seyn müsse, um nicht ins niedere, nicht ins abgeschmackte und pöbelhafte zu verfallen. Wornach sich zu achten.

(L. S.)

M. H.

Am 24. September 1774 hatte Goethe das erste Exemplar seines »*Werther*« fortgeschickt. Diese ironische Abwehr gegen die Nachahmer ist gewiss eine der besten zeitgenössischen Recensionen über den Epoche machenden Roman.

»Fünftes Stück, den 1. December 1774«, S. 77 befindet sich auch eine recht verständige Besprechung des Clavigo, die allerlei späterhin oft erhobene Ausstellungen an dem Stücke macht. Ihr Ende stimmt ganz zu dem bekannten Urtheile Mercks: »Vielleicht glauben meine Leserinnen, dies sey zu viel getadelt. — Allein berechtigt uns der Verfasser eines Götz¹ nicht, Meisterstücke zu erwarten?« — Z—x.

»Neuntes Stück, den 29. December, 1774«, S. 144 wird sogar schon mit Goethes Namen Reclame gemacht. Denn unter den Büchern, die bei dem Verleger dieser Wochenschrift zu haben sind, befindet sich hinter einer »Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen« angezeigt: »Göthe, vom Selbst-Mord, eine Abhandlung eines deutschen Philosophen, 8. 1775. 6 Kr.« Das Heftchen liegt mir vor; des Dichters Name steht jedoch nicht auf dem Titelblatt. Es sind 23 Seiten, mit allerlei juristischen und theologischen Citaten gespickt und ebensowenig von Goethe wie die berühmte Abhandlung über die Flöhe, sondern das gelehrte Elaborat irgend eines Schulmeisters, der den *Werther* gar nicht gelesen hat. — Wer der Herausgeber dieser vergessenen Zeitschrift gewesen ist, ist nicht zu ermitteln gewesen. Erwähnt fand ich dieselbe nur von Schubart in seiner »*Deutschen Chronik*«, 63. Stück. 3. Nov. 1774 S. 502, wo es heisst: »In Anspach kommt ein Potpourri vor Damen heraus — Ausländische und einheimische Rosen-

¹ Im Text steht »Göthe«, ein Druckfehler, der auf dem letzten Blatt des Bandes verbessert ist.

blätter, Nelken, Zimmet und Pomeranzenblüte, alles soll dieser Topf enthalten. Wollen Sie nicht — gnädige Damen, 40 Kr. daran wagen«? etc.

G. WEISSTEIN.

28. *Ein Gedicht von Marianne Willemer.* Nachstehendes Gedicht wurde mir von der Besitzerin, Frau Professor M. Kleinschrod, gütigst mitgeteilt. Es ist der Dank Marianne Willemers für einige von Frau Prof. Kleinschrod komponirte und ihr gewidmete Lieder. Das Gedicht selbst findet sich auf der zweiten Seite eines Stammbuch eingetragen, auf der ersten ist von Mariannes Hand einer jener künstlichen Blumenkränze geordnet, von denen im Briefwechsel Goethes mit Suleika so oft die Rede ist. Die beiden ersten Strophen sind identisch mit den beiden ersten des dreistrophigen Gedichtes an Goethe zum 7. November 1825. Nur ist in der 1. Zeile »reich« für »leicht«, in der 4. »ist« statt »war«. »Blüthenranken« steht ursprünglich auch in dem an Goethe gerichteten Gedichte; auch die zwei ersten Verse der dritten Strophe waren in jener Widmung bereits enthalten, sind aber in Goethes Umbildung weggefallen (Briefwechsel Goethes mit Marianne, 1. Aufl. S. 201). Der Brief mit welchem Goethe das geänderte Gedicht an Willemer übersandte ist von W. Creizenach im Goethe-Jahrbuche I., 249 mitgeteilt.

MAX KOCH.

Zarter Blumen reich Gewinde
Flecht ich Dir zum Angebinde
Unvergängliches zu bieten
Ist mir leider nicht beschieden.

In den leichten Blüthenranken
Lauschen liebende Gedanken,
Die in leisen Tönen klingen
Und Dir fromme Wünsche bringen.

Worte aus des Herzens-Fülle
Sind wie Duft aus Blumenhülle,
Blumen wissen oft bescheiden
Ungentgend Wort zu deuten.

Und so bringt am Jahresende
Dieses Blatt Dir Blumenspende
Mög es lieben Frühlingsliedern
Heitern Frühlingsgruss erwiedern.

Frankfurt a. M. 1849.

Marianne Willemer.

BERICHTIGUNGEN UND ERGÄNZUNGEN ZU BAND II.

S. 233. »Thöricht war es ein Brod zu vergöttern« nach Boxbergers (Mag. f. Lit. des In- und Ausl. No. 25, S. 371) Vermuthung entweder eine Verspottung der christlichen Abendmahlslehre, oder eine Anspielung auf den arabischen Stamm Honeifa, der sich einen Gott aus Teig zu kneten und ihn bei einer Hungersnoth aufzufressen pflegte.

S. 235. M. vielleicht = Macht, statt = Majestät.

S. 249. No. 8. Als Adressat wird von Düntzer: Hufeland in Jena bezeichnet, der die Lotterieloose besorgte.

S. 263. No. 12. Aufklärung geben die gedruckten Briefe von Gentz in dessen Schriften V. 272 ff. (Düntzer.)

S. 272. No. 21. Als Adressatin des Briefes vermuthet Düntzer nach dem Schlusspassus eine Weimaranerin; unter der Wiener Freundin die Gräfin O'Donnell.

S. 383. L. R. = Lisette Runkel. (Düntzer.)

S. 420. Als das »Poetische«, das Goethe unter der Feder habe, vermuthet Boxberger das »Trauerspiel in der Christenheit«.

S. 431 ff. Die Epigramme Villoisons waren schon vollständiger in Düntzers »Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlass«, Nürnberg 1858, I., 93—101 gedruckt.

S. 445. Gegen R. M. Werners Behauptung, unter dem »Besenbinder« im Jahrmarktsfest müsse ein Schwabe verstanden werden, macht Boxberger geltend, dass auch Schlesien im vorigen Jahrhundert als Land der Besenbinder betrachtet wurde. In J. C. Günthers Gedichten heisse es:

Noch jenseits blickt ein Schloss auf unsern Oderstrand
(Die Spötter suchen hier das Besenbinderland.)

S. 482. Der Brief vom 25. April 1814 ist, nach Düntzer, an Prof. Joh. Sal. Christ. Schweigger in Nürnberg, den damaligen Herausgeber der Neuen Jahrbücher für Chemie und Physik.

